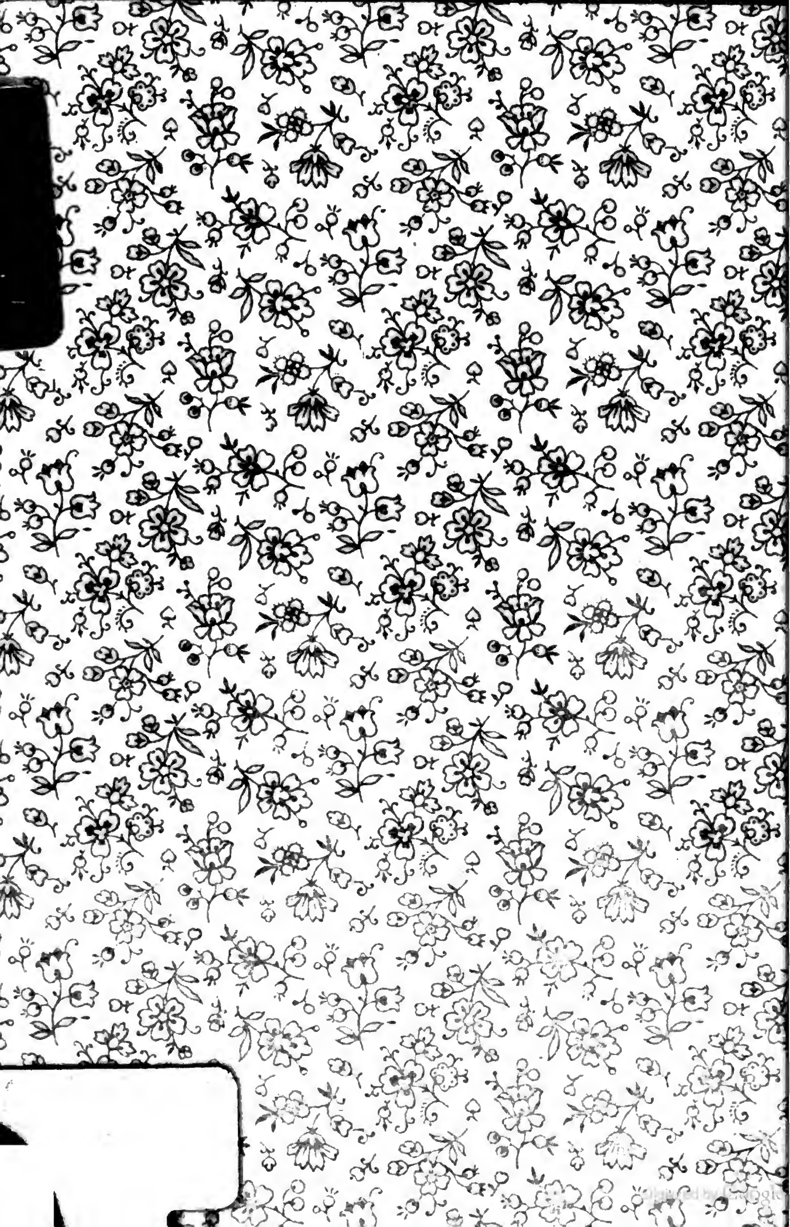
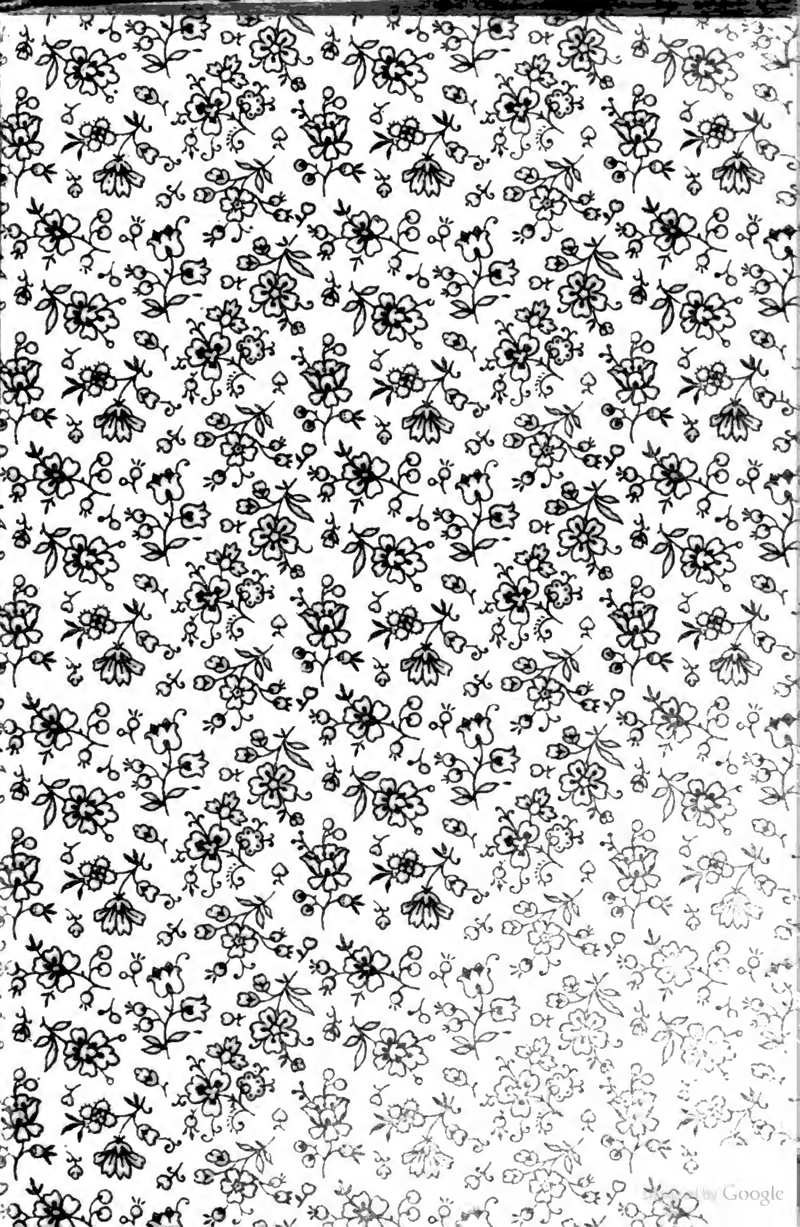
Gold und Myrrhe

Paul Keller





Preßstimmen

über

Paul Keller: Gold und Myrrhe.

Preis 1,60 ℳ, geb. 2,40 ℳ.

Allgemeines Litteraturblatt (Wien) Nr. 4, 1899. K. ist eine neue Kraft und, wie es sich in diesem Buche zeigt, lebhaft zu begrüßen.

Blätter für litter. Unterhaltung. 1898. Nr. 33. „In einer Skizze wie „Arme Kinder" steckt ein ganzes Kompendium von Pädagogik und Psychologie." (Weitbrecht.)

Deutscher Hausschatz. II. Heft. Der Verfasser ist in der That das, als was er angeführt wird, ein vielversprechendes, dichterisches Talent, das der Meisterschaft entgegenreifen muß, wenn es sich zu behaupten und Maß zu halten versteht. Was er uns in dem vorliegenden Buche bietet, bekundet vor allem eine hinreißende Liebe zur Sache, die hier zumeist die Liebe zum Nächsten in den sogenannten unteren Ständen ist; eine feinsinnige, durchdringende Kenntnis des Menschenherzens, ein ergreifend ideales Streben — und das alles in einer Form, die auf den ersten Blick als nahezu vollendet erscheint. Skizzen wie „Arme Kinder", „Schicksal", „Der Lump", „Bergfrieden" deuten auf eine große Zukunft u. s. w.

Preußische Lehrerzeitung. (Litt. 9, 1899.) . . . sind reizend geschrieben und legen Zeugnis ab von hochpoetischem Empfinden, von ausgezeichneter Beobachtungsgabe seelischer Vorgänge, von trefflichem Darstellungsvermögen.

Westdeutsche Lehrerzeitung Nr. 7, 1898. Mit vorstehender Arbeit bietet der Verfasser ein Werk, einzig in seiner Art.

Magazin der Pädag. Nr. 7, 1898. Reich und froh hat mich die Lesung dieses Buches gemacht und fest entschlossen, die Mühen und Myrrhen des Lehrerberufes aus Gottes Hand gerne wieder hinzunehmen. Ist das aber nicht ein köstlicher Gewinn?

Pädag. Monatshefte von Knöppel IV. 12. Diese 11 Erzählungen . . . sind in der That Musterleistungen.

Augsburger Postzeitung Nr. 46, 1898. . . . „Ein Frühlingsmärchen“, „Der alte und neue Schulschrank“ sind, was inneren Wert und äußere Gestaltung anbelangt, köstliche Produkte naivster Naturpoesie. Mit dem „Röslein am Wege“ haben sie den intimen Reiz Theodor Stormscher Lyrik. Die Gestaltungskraft steigert sich dann zur sicheren, geradezu dramatischen Bearbeitung von psychologischen Problemen in „Franz Seyfried“, „Schmiedefeuer“, „Der Lump“. „Arme Kinder“ und „Welkes Laub“ sind ergreifende Mosaiken psychologischer Kleinkunst. . . . . So manche katholische Belletristika kauft und liest man um des kathol. Verlegers und der „guten Sache“ willen. „Gold und Myrrhe“ las ich mit steigender, Kunstfreude“ u. s. w. (Thalhofer.)

Litter. Ratgeber, München, Nr. 5, 1898. „Dank Dir für Dein schönes, Dein tiefergreifendes Buch!“

Litter. Rundschau, Breslau, Nr. 24, 1898. „G. u. M. ist ein Buch von hohem pädagogischen und litterarischen Werte.“

Hessische Schulblätter Nr. 17, 1898. Wir empfehlen diese neue Erscheinung ohne jede Einschränkung und rufen allen unseren Lesern und Leserinnen zu: „Nimm und lies!“

Kathol. Schulblatt der Prov. Schlesien. Heft 7, 1898. Wir leben mit ihm (dem Verfasser) noch einmal den Frühling unseres Lebens; wir sehen uns in der Blüte unserer Jugend und im Glück unseres Ideals; wir finden uns aber auch als ernste Männer wieder, denen manche Hoffnung zu nichte ward. (R. Sendler.)

Westpreußisches Schulblatt Nr. 50, 1898. Ein eigenartiges und reizendes Buch! Es bietet 10 novellenartige Erzählungen von solcher Feinheit, wie sie Recensent lange nicht gelesen hat. Der Lehrer soll das Buch lesen. Es wird seine Beobachtungsgabe schärfen 2c.

Kathol. Schulzeitung, Donauwörth. Nr. 46. 1898. Mir ist die Ankündigung direkt vom Verleger zugegangen. Als ich die ungewöhnlichen Lobeserhebungen las, freute ich mich darüber . . . aber die Superlative wollten mich dann beinahe bedenklich machen. Um mir ein eigenes Urteil zu bilden, ließ ich mir das Buch senden.

Jetzt, nachdem ich es gelesen, sehe ich mich selbst in der Lage, unter Superlativen wählen zu müssen, wenn ich den Eindruck schildern will &c. (Mathias Gebele.)

Kathol. Schulzeitung für Norddeutschland. Der Verfasser hat seine Muse in wahrhaft hervorragender Weise in den Dienst der Schule gestellt, dafür ist ihm die Lehrerschaft zu besonderem Danke verpflichtet . . . Dienen wir ihm, so dienen wie uns.

Schlesische Schulzeitung. . . . daß Paul Keller ein wirklicher, wahrhaftiger Dichter mit dem Rüstzeug eines solchen ist. Er besitzt die unmittelbarste Empfindung und die Gabe plastischer Darstellung . . . Der religiöse Grundcharakter giebt sich psychologisch echt, ohne konfessionelle Aufdringlichkeit u. s. w. (Köhler.)

Heilige Stadt Gottes. (Weihnachtsschau 1898.) Kellers Gestalten haben etwas Bestechendes an sich. Das Kolorit, das der erfahrene, scharfblickende Pädagog ihnen giebt, ist verbunden mit der freisinnigen Auffassung des Ästhetikers und gewandten Schriftstellers.

Kölnische Volkszeitung Nr. 1054, 1898. Keller steht seinen Stoffen als Künstler gegenüber. Mag er mit warmem Herzen kleine psychologisch-pädagogische Skizzen wie in den „Drei armen Kindern" zeichnen oder ausgerundete, größere Erzählungen bieten, immer fesselt und interessiert er und sicherlich nicht bloß Lehrerkreise. Er versteht es meisterhaft, mit wenigen festen Strichen ein Naturbild und einen Menschen-Charakter zu zeichnen, einzelne Erzählungen sind psychologische Kabinettstücke.

Schlesische Volkszeitung Nr. 347, 1898. Er schildert so eigenartig, so ergreifend und rührend, dabei so belehrend und veredelnd, daß Referent gern zugesteht, er habe sobald nicht ein Buch gelesen, das Freud und Leid so tief auffaßte und so packend darstellte. Das ist nicht Prosa, das ist tiefgefühlte Dichtung. . . . . noch weitere derartige Leistungen folgen lassen. Seelsorger, Lehrer, Erzieher und die Eltern der heranwachsenden Jugend werden es ihm gewiß danken.

Pädagogische Zeitung Nr. 12, 1898. Wer den Band durchliest, wird ihn hochbefriedigt aus der Hand legen und viele Anre-

gung zur Beobachtung der Schüler und zur Berücksichtigung ihrer Individualität daraus schöpfen.

Katholisches Litteraturblatt, Innsbruck, Nr. 12, 1898. Wer das Buch liest, legt es nicht fort, bevor er es fertig gebracht hat; so interessant ist es, bald voll Ernst, dann wieder möchte man herzlich lachen, daneben erbaut man sich, kurz eine Lektüre guter, bester Art, nur schade, daß es bloß 200 Seiten hat. Bestens empfohlen.

Evangelische Volksschule, Heft 28, 1899. Jede der zehn Erzählungen eröffnet dem Lehrer interessante und wertvolle Einblicke in die Entwickelung der Kindesseele und trägt zur Erhebung und Begeisterung für den Lehrerberuf bei, schärft das Gewissen und zeigt den Weg zur wahren Lehrergröße, der nur durch entsagungsvolle Hingabe und selbstlose, opferfreudige Liebe zum Ziele führt. Einzelne, wie „Der Lump" und „Bergfrieden", sind von erschütterndem Ernste und verraten vom Verfasser, daß er auch einem tieftragischen Stoffe sonnige und liebeswarme Heiterkeit zu verleihen weiß.

Allen evangelischen Lehrern seien diese „Skizzen" eines katholischen Kollegen aufs wärmste empfohlen.

Rundschau auf dem Gebiete der Jugend- und Volks-Geschenklitteratur V., Heft 3. „Gold und Myrrhe" ist ein Buch von hohem pädagogischen und litterarischen Werte. Die Erzählungen und Skizzen sind nicht leichte Alltagsware, sondern wertvolle Erzeugnisse eines wirklichen Talentes. Wenngleich sie ihrem ganzen Inhalte nach in erster Reihe in Lehrerkreisen das größte Interesse erwecken, so werden sie, davon sind wir fest überzeugt, auch in jeder Familie gern und mit Nutzen gelesen werden.

Litterarischer Anzeiger. Inhalt und Form vorliegender Erzählungen bekunden eine Meisterschaft in der Darstellung und machen uns mit einem vielverheißenden dichterischen Talente bekannt. . . . Lehrreich ist jedes Stück . . . Zöglingen der Lehrerbildungsanstalten könnte es als Lektüre nach abgelegter Reifeprüfung und beim Eintritte ins neue Berufsleben recht gute Dienste leisten. Aber auch ältere Lehrer und Erzieher werden viele Belehrungen und Befriedigung schöpfen. Der geringe Preis ermöglicht auch einer schwach besetzten Börse die Anschaffung des trefflichen Buches.

Gold und Myrrhe.

Erzählungen und Skizzen

von

Paul Keller.

Zweite Auflage.



Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1899.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Gold und Myrrhe.



„Sie opferten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe;" Weihrauch, weil er Gott war, Gold und Myrrhe aber, weil er Mensch war.

Dem Menschen — Gold und Myrrhe! Ein sinniger Gedanke! Ist er ausgeklügelt worden von denen, die „Weise" genannt werden, auf der weiten Reise gen Juda, oder lag er nahe?

O, man kannte in den Zelten des Morgenlandes gar wohl Trübes und Heiteres, Gutes und Schlimmes, schimmerndes Glück und bittere Not, man kannte das Menschenschicksal. So fand der verständige Sinn leicht ein Symbol, -- die Menschengabe Gold und Myrrhe.

Für Christus war die Gabe von besonders treffender Bedeutung, weil er nicht nur ein Mensch war, sondern auch ein Menschenerzieher. Und so haben auch wirklich Gold und Myrrhe in seinem Leben stets dicht nebeneinander gelegen. Hier das flammende Gold seiner leuchtenden Liebe, dort die Myrrhe der Gleichgültigkeit; hier ein schimmerndes Körnlein dankbarer Gegenliebe, dort das

bittere Kraut der Verkennung und immer und immer Erfolg und Mißerfolg und immer und immer Gold und Myrrhe. —

Und den Kleinen allen, die sich nach ihm Erzieher nennen, ward sein großes, tragisches Los in ihrem Maße. Auch über ihrem Schaffen, Streben und Ringen liegt oft ein roter, schimmernder Schein, hell wie Gold; aber es wuchert auch in ihrem Leben — und nicht zum wenigsten im eigenen Herzen — manch Pflänzlein, bitter wie Myrrhe.

„Gold und Myrrhe" habe ich auch dich genannt, kleines Buch, weil du erzählen sollst vom Erzieherleben, und weil deshalb die Botschaft vom Glück und die Kunde vom Leid in dir nahe nebeneinander stehen müssen. — Du trittst eine weite Reise an, die Reise ins Land der Menschen. Und ehe du gehst, will ich dir sagen: Du wirst Anteil haben an dem Schicksal derer, von denen du erzählst, auch du wirst draußen im Menschenlande finden: Gold und Myrrhe!



Franz Seyfried.



N., den 5. Mai 1885.

Der kleine Franz Seyfried ist entschieden ein Original; ich will mir Notizen über ihn im Tagebuche machen.

Ein Original, — du lieber Gott! In den wahrhaft gebildeten Schichten der menschlichen Gesellschaft gilt ein Original wohl als eine bedeutende oder doch interessante Persönlichkeit, das zopfige Spießbürgertum heißt seine starken Individualitäten „komische Käuze“, und das arme Volk nennt alles, was von der Linie des Alltäglichen abweicht, einfach „verrückt“.

Und Franz Seyfried ist arm!

Seine Großmutter ist die Witwe eines gräflichen Försters, der in Ausübung seiner Pflicht von Wilderern erschossen wurde. Der Graf schenkte der Alten ein Häuslein am Ende des Dorfes und warf ihr eine kleine Rente aus. Davon lebt sie.

Sie hatte eine einzige Tochter; diese ging als die Frau eines Schauspielers in die weite Welt. Nach Jahren kam sie zurück, um daheim zu sterben. Sie hinterließ außer einigem bunten Kram der Alten den kleinen Franz. Der ist nun mein Schüler seit fünf Wochen.

Er ist für sein Alter nicht besonders groß, überhaupt eine feingliedrige Gestalt. Seine Augen sind tief, verschleiert, rätselhaft, seine Locken voll und wild. Er hat

auffallend kleine Hände und merkwürdig lange Ohren. Das soll ein kaum trügliches Zeichen geistiger Tüchtigkeit sein. Eigentlich schön ist er nicht; schadet auch nichts, oder vielmehr gut so, er wäre sonst lange nicht so interessant.

Er ist ein fabelhaft schlechter Schüler, wohl, weil er der bei weitem begabteste aller ist. Was sonst die Kinder dieses Lebensalters interessiert, ist ihm gleichgültig und langweilig. Beim Unterricht schaut er meist teilnahmlos nach der Decke. Ich habe bis jetzt gar keinen Einfluß auf ihn. Er hat kein Vertrauen zu mir, ich glaube, er haßt mich. Um so lieber muß ich ihn natürlich haben.

Ein einziges Mal habe ich seine dunklen Glutaugen aufleuchten sehen; sie sind in einem solchen Augenblicke ganz unbeschreiblich schön. Ich kündigte an, nunmehr ein Märchen erzählen zu wollen. Kaum hatte ich aber begonnen, so wurde er wieder apathisch, und als ich ihn am Schluß fragte, ob ihm denn das Märchen gefallen habe, sagte er:

„Nein, ich kannte es schon, und meine Großmutter erzählt es auch viel schöner."

Seine Großmutter, — das glaube ich; die ist auch so eine Art Original. Sie soll dem Knaben viel erzählen, namentlich auch von seiner schönen, unglücklichen Mutter, und was die alles erlebt und gespielt hat in der großen Welt.

Sie hat einen bedeutenden Einfluß auf den Knaben, aber auch ohne sie würde er das sein, was er ist.

4. Juni.

Ich habe den kleinen Seyfried jetzt ziemlich oft draußen getroffen, am öftesten vor der Windmühle. Da liegt er

mitten in Windmüllers Grase und lauscht stundenlang dem Klappern der Mühle. —

Heute mußte ich einen größeren Knaben wegen hartnäckiger Lüge bestrafen. Der kleine Franz war dabei zugegen. Das war sehr unvorsichtig von mir. Er war jetzt schon etwas zutraulicher geworden, nun aber sind natürlich die mühsam gemachten Fortschritte wieder eingebüßt.

Nach der Stunde fühlte ich jemand an meinem Rock zupfen. Franz war es mit seiner kleinen, weißen Hand. Er schaute zu mir auf. Was für ein Blick! Eine Mischung von Angst und Zorn, Bitte und Drohung.

„Du," sagte er, „ich will dich nie belügen; aber du darfst mich auch nicht schlagen!"

27. Juni.

Fast täglich entdecke ich etwas Merkwürdiges an Franz Seyfried. Seine Eigenart ist so stark, daß sie sich häufig äußert.

Heute lief ein größerer Knabe ein kleines Mädchen auf dem Schulwege über den Haufen, just vor dem Schulhause. Das arme Ding beschmutzte sich arg an den Händen und auch am Gesicht und fing bitterlich an zu weinen. Der Übelthäter trollte sich natürlich schleunigst. Franz kam eben auch des Weges. Als er die Not des Kindes sah, stutzte er, faßte es dann energisch an der Hand und zog es zum Brunnen. Dort wusch er dem Mädchen sorgfältig das Gesicht und die Hände und trocknete alles fein mit den Ärmeln seiner hellen Bluse ab. Die kleine Eva ließ sich's gern gefallen und stand dann mit frischgewaschenem, rotem Gesichtchen lachend vor

ihm. Franz beschaute sie sich eine Weile, und dann — ich glaubte zu träumen — faßte er sie mit einem Jubelruf um den Hals und — küßte sie. — — Mitten auf den Mund!

3. Juli.

Wenn es nicht gar zu korrupt klänge, würde ich allen Ernstes behaupten, mein kleiner, siebenjähriger Schüler Franz Seyfried sei in das ebenso alte Evchen Werner — verliebt.

Allmorgendlich wartet er eine halbe Stunde und darüber vor ihrem Hause, um nur mit ihr den Schulweg zurücklegen zu können. Nachmittags hütet sie die Gänse; dabei leistet er ihr Gesellschaft. Ich habe die beiden neulich einmal beobachtet.

Sie saßen miteinander auf dem Wegraine. Sie plauderte sehr munter, er schwieg. Aber er sah ihr immerfort ins Gesicht. Dann machte sie ihm einen Kranz aus Kornblumen und Klatschmohn. Da küßte er sie wieder.

Am Dienstag war schlechtes Wetter, und die Gänseexkursion mußte unterbleiben. Franz konnte also mit Eva nicht zusammenkommen. Da soll er seit langer Zeit wieder das erste Mal geweint haben. Denn zu ihren Eltern geht er nicht. Er geht nie zu anderen Leuten. Seine Großmutter will's auch nicht; die ist durch das tragische Geschick ihres Gatten und ihrer Tochter schier menschenscheu geworden.

Zu sonderbar, diese Angelegenheit mit Franz! Goethe soll mit neun Jahren das erste Mal geliebt haben, warum sollte nicht Seyfried mit sieben! — — Aber es ist zu

urkomisch, es kann nicht sein! Eins steht aber fest, eine bloße Kinderfreundschaft ist das nicht, wenigstens bei Franz nicht. Was ist's also? Und was soll ich thun? Meine alte Pädagogik läßt mich hier total im Stich; sie thut's ja auch bei bedeutend einfacheren Fällen. Ich glaube, das Beste, was ich thun kann, ist, daß ich gar nichts thue.

6. August.

Heute habe ich eine traurige Entdeckung an Franz gemacht, — er ist zur Rachsucht geneigt.

Es war ein heißer Tag. Im Schullokal haben wir leider des öfteren eine lästige Menge Fliegen. Das ist nun eben so auf dem Lande.

Setzt sich eine Fliege dem kleinen Seyfried auf die Stirn. Unwillig verzieht er das Gesicht. Das hilft momentan, aber die Fliege kommt wieder. Das geht so zwei-, dreimal. Dabei steigt dem Knaben eine dunkle Röte ins Gesicht. Nun setzt sich die Fliege auf seine linke Hand. Die dunklen Augen nehmen jetzt einen katzenähnlichen, lauernden Ausdruck an. Jetzt zuckt sein Gesicht, die Fliege hat ihn gestochen. Im gleichen Augenblicke aber hat er sie gefangen.

Eine Weile betrachtet er das gefangene Tier. Sein Gesicht ist ganz rot geworden, ein leiser, ächzender Laut kommt von seinen Lippen. Warnend rufe ich seinen Namen; er hört's nicht und reißt im nächsten Augenblicke der Fliege beide Flügel aus. Er läßt sie laufen, und dabei glänzen seine Augen wie die einer Pantherkatze.

Ich eile nun zu seinem Platze, töte erst das gemarterte Tier und halte ihm dann in strengen Worten

seine That als etwas Abscheuliches vor. Darauf sagt er einfach:

„Sie hat mich gequält, und ich habe sie auch gequält.“

Da reißt mir die Geduld, mit einer heftigen Bewegung kehre ich mich ab, dem Schranke zu, in welchem der Stock verschlossen liegt. Auf dem Wege blicke ich mich zum Glücke noch einmal um.

Da sitzt er mit starrenden Augen, todbleichem Gesicht und zitternden Gliedern. Der darf nicht geschlagen werden — nie; bei dem würde der Schlag nicht die Hand treffen, sondern das Herz.

Aber sein Trotz! Da kommt mir ein Gedanke.

„Eva, komm her! Siehst du, eine Fliege, die 's nicht besser versteht, hat den Franz geärgert. Da hat er sie gefangen und ihr beide Flügel aus dem kleinen Leibe gerissen. Sage ihm, wie das ist!“

Eva steht mit thränengefüllten Augen vor ihm, sie schaut ihn nicht an; leise, aber fest sagt sie dann:

„Das ist schlecht!“

Ein gurgelnder Laut kommt von des Knaben Lippen, mit einer Hand faßt er nach dem Herzen, und wie vom Blitze getroffen, sinkt er unter die Bank.

Ich habe ihn nicht mehr beruhigen können. Ich glaube sicher, er wird krank.

Das war ein schwerer Tag!

Im September.

Ich habe nie an die Vererbungstheorie geglaubt; jetzt möchte ich doch Ausnahmen gelten lassen. Der kleine Seyfried hat Schauspielerblut wie seine Eltern.

Mit Eva ist er ausgesöhnt, auch gegen mich scheint er keinen Groll mehr zu haben. Jedesmal aber, wenn sich ihm eine Fliege ins Gesicht setzt, zittert er leise. Aber er läßt das Tier unversehrt.

Neulich gewahrte ich bei einem Spaziergange durchs Feld eine Menge Kinder bei einander. Sie saßen oder hockten in regelmäßigen Reihen hintereinander. Wie ich näher zuschaute, sah ich den kleinen Seyfried vor ihnen stehen, lebhaft gestikulierend.

Ich trat näher. Die Kinder lassen sich nicht stören, wenn ich in ihren Spielkreis trete; sie sind gewöhnt daran. Leise trat ich hinter die letzte Reihe, und da wurde mir klar, was die Kinder spielten, — Theater. Eben kündigte Franz an:

„Das neue Stück vom Dornröschen."

Er erzählte fast alles, aber ungemein lebendig. Bei Stellen wörtlicher Rede nahm er die dazu gehörige Pose an, und einzelne Handlungen führte er aus. Alles hatte Hand und Fuß, die Ausdrucksweise war geradezu verblüffend für einen siebenjährigen Knaben.

Gegen Ende des Stückes erhielt Eva den bewußten Kuß und der Schulzenmichel die historische Ohrfeige. Das letztere rief einen solchen Beifallssturm hervor, daß die Vorstellung enden mußte.

Ich aber ging nach Hause, tief in Gedanken.

6. Mai (2 Jahre später).

Es sind Schauspieler im Gerichtskretscham, richtige Schauspieler, kein Kasperltheater.

Der Franz ist rein von Sinnen. Fast den ganzen

Tag steht er vor dem Kretscham, und wenn die Vorstellung beginnen soll, ist's, als ob ihn das Fieber packte. Er muß hinein! Zum Glück werden außer Birch-Pfeifferschen Rührstücken meist nur „klassische" Stücke gegeben. „Zum Glück", das meine ich natürlich nur in Bezug auf den Franz, denn sonst, — du liebe Not!

Die Großmutter hat gegen Franzens Theaterwut nichts einzuwenden, doch kann sie ihm natürlich nicht alle Tage ein Billet kaufen. Aber hinein muß er, das steht fest!

Urplötzlich hat er sich unter die Kegeljungen aufnehmen lassen. Früher wies er ein solches Ansinnen stolz von sich.

Nun soll er dabei gar auf eine Unredlichkeit verfallen sein. Es ist Sitte hierorts, daß die Kegelschieber, wenn einmal alle neun Kegel zugleich fallen, dem Kegelbuben einen Extrasold von 1 Pf. bezahlen. Das kommt freilich nicht gar zu häufig vor. Gewöhnlich bleibt der eine Kegel links stehen, und es fallen auch bei einem guten Schube nur acht. Da soll nun Franz unter den neunten, hartnäckig stehenbleibenden Kegel eine Schnur gelegt und von Zeit zu Zeit das Spielerglück vervollkommnet haben.

Ich traute es ihm nicht zu und befragte ihn. Da sagte er:

„Erfunden hab' ich's, aber thun mocht' ich's nicht."

Und er lügt nicht. Seit der Zeit mag er aber keine Kegel mehr aufstellen.

Da er nun absolut kein Geld hat, ins Theater gehen zu können, hat er sich bei der Truppe zu allerhand Dienstleistungen verdingt. Er putzt Schuhe, wäscht, schleppt

Wasser und Holz, spielt den Laufburschen, er, der sonst so stolze Knabe. Wie heiß mag es ihn zum Theater ziehen, was mag ihn alles bestürmen in diesen Tagen! Soll ich ihm den Theaterbesuch verbieten?

14. Mai.

Der Schreck steckt mir jetzt noch in allen Gliedern. In der Laube sitze ich, dicht am Gartenzaune. Da höre ich seine Stimme. Hastig, im Flüsterton, höre ich ihn sagen: „Dir will ich's sagen, Eva, aber du versprichst mir, daß du's nicht verrätst.“

„J, wo werde ich denn, Franz!“

„Siehst du, Eva, morgen zieht das Theater weiter, und — und — siehst du, — mein Vater, meine Mutter, — Eva, es geht halt nicht anders, geht nicht, geht nicht, geht nicht, — ich muß mit!“

Ich höre das Mädchen gerade noch aufkreischen, dann bin ich mit ein paar kräftigen Bewegungen durch die Hecke.

Franz steht vor mir wie versteinert; ich fasse ihn bei der Hand.

„Komm mit mir zu deiner Großmutter!“

Er schreit auf.

„O Gott, — nein, nein, — sie stirbt, sie stirbt!“

„Sie — stirbt? Und meinst du, sie stirbt nicht, wenn du ihr fortläufst in alle Welt! Hat sie diesen Dank von dir verdient, deine gute Großmutter?“

Da sinkt er vor mir in die Kniee und faßt meine Hand. Heiß, wie glühend Metall, fallen seine Thränen darauf.

„Ich habe so gelitten, — ich hab's doch nicht recht bedacht! Ich will ja gewiß nicht fortgehen, nur versprechen Sie mir, es ihr nicht zu sagen — bloß — bloß deshalb, weil sie sonst stirbt."

15. Mai.

Diese Aufregung! Ich hatte mir vorgenommen, den Franz scharf im Auge zu behalten, aber er verschwand mir schier unter der Hand.

Mein Schreck ist groß. Ich eile zur alten Seyfried. Ich verrate ihr die Wahrheit nicht, sondern frage bloß so nebenher nach Franz. Sie weiß nichts von ihm und ängstet sich.

Nun laufe ich zum „Direktor" des Theaters. Ich stelle ihn scharf zur Rede. Er wird grob und will nichts wissen.

Ich bin außer mir. Drei-, viermal laufe ich das Dorf ab, überall frage ich, — umsonst! Selbst in den Wald laufe ich, in alle Gänge schreie ich seinen Namen — vergeblich! Bei der Windmühle ist er auch nicht. Eine unbeschreibliche Angst befällt mich. Beim Mühlteich, wo ich vorbeikomme, kommt mir ein schrecklicher Gedanke. „Barmherziger Gott, nur das nicht!"

Nun wieder nach Hause zurück! „Jetzt verrate ich alles, um Hilfe zu holen", nehme ich mir vor. Da, — im Hofe, gerade bei meinem Holzschuppen, höre ich seine Stimme:

„Herr Lehrer!"

„Franz! du lebst! Gott sei gelobt! Wo steckst du denn?"

„Hier im Holzschuppen, der Schlüssel muß ein Stück vor der Thür liegen!“

So ist's. Rasch schließe ich auf. Franz steht vor mir.

„Um alles in der Welt, was treibst du hier?“

Demütig und leise fragt er: „Sind sie fort?“

„Wer?“

„Nun, die Schauspieler!“

„Ja, ja, aber was soll's?“

„Ich, ich hatte Ihnen doch versprochen, daß ich — nicht mitziehen wollte, und dann die Großmutter, — aber, es war halt so sehr schwer; wenn ich die Wagen hätte fahren sehen, — vielleicht hätte ich dann alles vergessen, — und — und — da habe ich aus der Küche den Schlüssel hierhergeholt und mich von inwendig eingeschlossen und den Schlüssel zum Luftloch —“

„Hinausgeworfen!“ jubele ich und küsse den starkmütigen Knaben — mitten auf den Mund.

16. Mai.

Ich habe mit dem Herrn Pfarrer gesprochen. Er will dem Franz fremdsprachlichen Unterricht erteilen, und wenn der Herr Graf ein weiteres thut, so wird, will's Gott, aus dem Franz einmal ein echter Künstler.

Ich kann nicht beschreiben, wie glücklich ich bin. Mein lieber, starkmütiger, gottbegnadeter, herrlicher Franz! Es kann nicht fehlen, er wird ein großer Mann. Ein großer Mann, ich bin rein närrisch! Der Franz, ach — ach!

Als ich's ihm sagte vom Herrn Pfarrer, hat er geweint und ich mit. —

Im Juni (4 Jahre später).

Der Franz geht nun ins 14. Jahr. Er ist groß geworden und sehr schön. Wenn ein Fremder durchs Dorf geht und ihn zufällig sieht, so bleibt er gewiß stehen. Denn so ein Gesicht sieht man nicht oft und kann's auch nie mehr vergessen.

Und gut ist er! Ich weiß keinen einzigen erheblichen Fehler an ihm. Heißes Blut hat er wohl, aber er weiß sich wunderbar zu beherrschen. Wenn ihm einmal die Zornesröte ins Gesicht steigt, beißt er die Zähne aufeinander und schüttelt energisch den Kopf. Dann wird er ruhig.

Trotz seiner vorzüglichen Eigenschaften hat er im Dorfe viel zu leiden. Wie kann's anders sein? Er ist ein Original, und die Leute verstehen sich nur auf Alltagsgesichter. Und wenn ihnen ein anderer Mensch, als sie alle Tage sehen, vor die Augen kommt, ärgern sie ihn und ärgern sich selbst. Das ist nicht anders.

Wissenschaftlich hat der Franz große Fortschritte gemacht; er ist schier mit Meilenschuhen gewandert. Der Herr Pfarrer sagt, er könne mit Glanz in einer der höchsten Klassen des Gymnasiums bestehen. Ich freue mich unendlich! Franz ist nun einmal meine ganz besondere Hoffnung, meine ganz besondere Liebe.

Die Eva küßt er nicht mehr; aber ich weiß, daß er ein kleines Bild, das sie ihm geschenkt, auf der Brust trägt. Mag er's tragen, und mag's ihm ein Talisman sein auf dem Herzen und in dem Herzen — einst! Einst, wenn er durch sein Genie und seine Mühe sich emporgerungen hat — ach, wohin?!

Mitte Juni.

Es war jetzt immer ein großes Heimlichthun unter den Kindern; Franz schien auch mit der Sache zu thun zu haben. Heute habe ich alles erfahren. Kommt ein ganz kleiner Junge zu mir und sagt:

„Du, Herr Lehrer, wir spielen zu deinem Geburtstage Theater, der Seyfried lernt's uns ein. Du mußt aber nichts weiter sagen!"

Das habe ich denn auch nicht gethan, und so erfährt der gute Franz nicht, daß sein Geheimnis verraten ist.

10. September.

Ob ich das wirklich niederschreibe? Es ist doch gewiß Wahnsinn, dreimal Wahnsinn, Höllenspuk, was weiß ich, — es ist nicht wahr, kann nicht wahr sein, was die Leute sagen, nein, nein, nein! Franz Seyfried, sagen sie, sei ein Mörder. Ist das nicht, nicht — zum — zum lachen? Aber, — aber -- sie sagen's alle, und ich, ich hab's ja auch selbst gesehen. Selbst gesehen! Barmherziger Gott!

Ich muß mich sammeln, ich muß es doch einmal aufschreiben, ich glaube, ich komme sonst noch um den Verstand.

Am 6. Juli war's, an meinem Geburtstage. Am Morgen brachte mir Franz ein Bouquet und ein von ihm verfaßtes Gedicht. Dabei sagte er mir, daß er ein kleines Festspiel geschrieben und mit den Schulkindern einstudiert habe. Ich war tief bewegt.

Nachmittags sollte in der Schulstube das Festspiel aufgeführt werden. An Stelle des Katheders war an

der Wand eine Bühne aufgerichtet, ein paar Bretter über zwei Böcken.

Vor der Aufführung, nachdem alles bereit lag, hatte Franz die Thür abgeschlossen. Ich sollte als erster den Raum betreten.

Wir gingen miteinander hinüber, der Herr Pfarrer und ich; auch viel Leute aus dem Dorfe waren zugegen. Als nun Franz die Thür öffnete, sah er eben noch, wie der Schulzenmichel aus dem Fenster stieg Der Schulzenmichel war immer ein roher, heimtückischer Bengel. Franz teilte mir noch mit, daß er den Michel wegen seiner Unverträglichkeit vom Spiele habe ausschließen müssen, dann zog er sich zurück, um sich ein wenig zu kostümieren.

Nun sollte die Vorstellung beginnen. Da — — — ich kann heute nicht mehr, ich will morgen weiter schreiben.

11. September.

Franz will als erster das Podium betreten, da — ein Krach, und er fällt nach unten. Der Schulzenmichel hatte die Bretter angesägt. Ein Schreck fliegt durch die Versammlung, eine Stille tritt ein, nur der Michel lacht, laut, roh, unbändig.

Da, — wie ein wütender Leu springt Franz empor, in einer Sekunde sitzt er dem Michel am Halse, ein Gurgeln, ein Fall; Franz und Michel liegen am Boden. — In Michels Brust steckt ein Messer, — mitten im Herzen. —

Aller Sinne beraubt stand ich mit dem Pfarrer neben der Leiche und neben Franz. Der lag ohnmächtig am Boden mit starrenden Gliedern; vor seinem Munde stand weißer Schaum.

Tagelang bin ich thatsächlich ohne klaren Verstand gewesen. Mit dem Polizisten, der Franz abführen wollte, habe ich gekämpft wie ein Rasender. —

Die alte Großmutter ist irrsinnig geworden; sie wird's bald überstanden haben. —

Mein herrlicher, mein einziger Franz, meine Hoffnung, meine Liebe!

Und das ist das Ende! — — —

15. Oktober.

Heute hat das Gericht für Recht befunden, Franz Seyfried zu 4 Jahren Gefängnis zu verurteilen.

4 Jahre!!

Wie wird er wiederkommen?

Gebrochen, verdorben, verloren!

Gott, hast du kein Licht in diese furchtbare Nacht?!

Allerseelen.

Gott ist gut! Vor acht Tagen ist Franz Seyfried gestorben. Der Herr Pfarrer selbst spendete ihm den letzten Trost. Ich werde ihn nie vergessen, den letzten Blick dieser schönen Augen.

Mein armer, armer Freund! Ruh in Frieden! Ich will beten für dich, heut' am Allerseelentag und immer, immer!



Röslein am Wege.



Die Dämmerstunde! Es liegt ein eigentümlicher Zauber in dem Worte und vor allem in der Zeit selbst.

Im gespenstigen Zwielicht, im ungewissen Halbdunkel erscheint das Unmögliche möglich, das Glück unendlich, aber auch der Schatten des Unglücks riesenhaft; und so spinnt der Träumer zur Dämmerstunde seinen Träumen und Idealen aus tausend bunten Fäden der Phantasie ein Kleid, so will dem Glücklichen zur Dämmerstunde sein Glück die Brust zersprengen, und so schrickt der Unglückliche nie so vor seinem Unglück zusammen, wie im Schatten der herandämmernden Nacht.

Zur Dämmerstunde steht auch die Erinnerung am liebsten aus ihrem Grabe auf und tritt zum Menschen und mischt in seinem Herzen alte Freuden und alte Leiden zu sanfter Wehmut. Und das schützende Dunkel verbirgt ihr stilles Walten, auf daß kein müßiges Auge es belausche.

Es war zur Dämmerstunde. Ich saß bei meinem Freunde, heute, so wie oft. Mein Freund ist ein sehr tüchtiger Musiker, ein berühmter Mann. Ich darf das sagen, obwohl ich sein Freund bin.

Sein Arbeitszimmer hat eine sehr einfache Ausstattung, doch steht am Fenster ein bequemer Lehnstuhl.

Den nehme ich meist in Beschlag. Man hat da am Fenster eine sehr schöne Aussicht auf einen prächtigen, friedlichen Garten. In diesem Garten sind sehr hohe, alte Bäume und — keine Menschen.

Mein Freund spielt auf seiner Violine. Er thut das meist zur Dämmerstunde. Dabei geht er im Zimmer auf und ab und bleibt manchmal an die Wand gelehnt stehen. Heute hat er auf meine Bitte „Die Legende" eines berühmten Meisters gegeigt und darauf ein paar Variationen über ein altes Kinderlied. Darauf geigt er für sich, und da wird's allemal schöner, als wenn ich mir etwas wünsche.

Wenn man öfters gute Musik hört, lernt man ihren Sinn erst ahnen, dann fühlen, dann begreifen; das Fühlen bleibt aber immer die Hauptsache. So höre ich auch heute mehr mit dem Herzen zu als mit dem Verstande.

Anfangs ist's nicht schwer, die Musik zu begreifen. Eine liebliche Erzählung ist's, was der Geige entquillt, eine Erzählung oder ein Bild, und der Inhalt ist: Blumenduft, Vogelsang, Quellenmurmeln, Waldesrauschen, Frühling, — Mai. Doch dann geht der Vogelsang über in ein Menschenlied. Denn so singt kein Vogel, selbst die Nachtigall nicht, solche Töne hat nur das Menschenkind, wenn es jubelt und klagt und bebt und hofft und bangt in seinem Liede von der Liebe.

Da bricht die süße Weise jäh ab, ein tiefer Ton stört die liebliche Harmonie.

Ist's so gemeint? Da liegt ja die Idee klar: Mai, Liebesglück, Trennung, — das alte Lied. Das Motiv

wäre aber dem guten Musiker zu abgenutzt, es muß etwas anderes dahinter sein.

Der tiefe Ton kehrt immer wieder, aber er klingt nicht klagend oder gellend, wie er tönen würde, wenn er gewöhnliche Verhältnisse schilderte. Es liegt eine stumme Qual in diesem Tone, eine bange Frage, ein trotziges Auflehnen, ein Hoffen und Verzweifeln. Von Zeit zu Zeit fliegt die Melodie in einer leidenschaftlichen Passage wieder zum Liebesmotiv hinauf. Umsonst, sie fällt zurück! Und dann bricht die Weise ab. Mit einem edlen Tone endet sie, nicht schrill, wie ich vermutete. Das war ein Abschied, schmerzlich aber freiwillig, unglücklich aber ohne Groll.

Mein Freund steht fern an die Wand gelehnt. Trotz der Dunkelheit glaube ich zu bemerken, wie er zittert. Und da wird mir's klar, was ich gehört — eine musikalische Beichte.

Eine Pause — dann setzt die Violine wieder ein, diesmal mit einem Adagio von Beethoven. Ich verstehe den Freund, er will sich beruhigen.

Mir aber geht das Gehörte nicht aus dem Sinn. Ich grüble, grüble und komme zu keiner klaren Erkenntnis. Und doch glaube ich das Rechte zu fühlen.

Ein Bleistift liegt auf dem Fensterbrett und ein Stück Papier. Ganz in der Dunkelheit fange ich an zu schreiben — ein paar Verse, wie sie mir eben in den Sinn kommen.

Sah an meinen Wegen
Eine Rose stehn,
Lachte mir entgegen
Jung und morgenschön.

Durft' nicht lange sehen
Schmelz und Purpurrot,
Mußte weitergehen,
Röslein, schütz' dich Gott!

Das Adagio ist zu Ende. Mein Freund macht noch ein paar Gänge durchs Zimmer, dann zündet er eine Lampe an. Schnell will ich mein Geschreibsel verstecken; doch er hat mich bereits ins Auge gefaßt.

„Du schriebst?"

„Ein paar Verse mit unreinen Reimen, nichts Gescheidtes — laß!"

Er schaut mich eigentümlich forschend an.

„Zeig her!"

„Wie gesagt, es ist nichts d'ran, — unreine Reime — Reminiscenzen. —"

„Bitte, sei nicht kindisch und eitel," sagt er nervös und reißt mir das Blatt aus der Hand.

Beim Durchlesen wird sein bleiches Gesicht rot. Ein Weilchen hält er den Kopf gesenkt, dann blickt er jäh auf mit seinen großen Augen.

„Du hast verstanden, — das?"

Und er deutet mit dem Kopfe nach der Violine.

„Verstanden? — Nein! Nur gefühlt in den Umrissen."

Er liest die Verse noch einmal.

„Es trifft, genau sogar trifft's! Glaub' freilich, daß dir nicht recht klar ist, was du schriebst. Aber gefühlt hast du's richtig — instinktiv. Es liegt d'rin, ganz gewiß! In den Worten: »Durft' nicht lange sehen« liegt's und in dem »Mußte weitergehen«, namentlich in dem »Mußte«."

„Aber eben den Grund dieses »Müssens« verstehe ich nicht!“

„Du wünschest einen Kommentar?“

„Ich wünsche gar nichts. Du weißt, daß ich dir die Verse nicht ausliefern wollte, auch bin ich nicht so indiskret, dich um frühere Erlebnisse zu befragen.“

Es nimmt ihn offenbar gar nicht wunder, daß ich die ganze Sache auf ihn beziehe. Er nickt nur stumm mit dem Kopfe. Dann setzt er sich zu mir.

„Laß mir das Ding da, es gefällt mir trotz deiner unreinen Reime, und es paßt für mich. Ich will mir eine Melodie dazu machen.“

Ein Weilchen sitzen wir uns schweigend gegenüber. Dann beginnt er mit leiser, erregter Stimme:

„Die Erinnerung hat mich gewaltig gepackt, ich will dir's erzählen.

Bleiben wir zunächst bei deinem Bilde vom Röslein. Findet man eines am Wege, eben erblüht, frisch, reizend, und nickt's einem freundlich zu mit seinem Köpfchen: „Nimm mich, nimm mich!“ nun so pflückt man's eben ab, und wer's nicht thäte, wäre ein Narr. So wenigstens meinen die Alltagsmenschen.

Ich habe so ein Röslein gefunden, jung, schön, lieblich, ach, was sage ich, ich kann das nicht beschreiben, du kannst's nicht begreifen, — du hast sie nicht gesehen. Und schön Röslein hat nicht zu mir gesagt: „Ich steche dich!“ sondern ist anfangs unter meinem Blick noch lieblicher erglüht und hat dann die Augen aufgeschlagen, und leise, wie ein süßer Hauch ist das „Ja“ in meine Brust gedrungen, als ich sein begehrte. Und der Gärtner, der

es hegte, dem es zu eigen war, hätte mir's nicht verweigert. Ich aber, als ich's am meisten begehrte, bin weitergegangen und habe es stehen lassen an seinem Orte, weil ich meinte, dort könne es leben und an meiner Brust müsse es sterben, wenn ich's forttrüge. Und das kam alles so:

Ich war ein junger Bursch, heiter, übermütig, leichtsinnig, unbeständig, wie junge Burschen eben sind. Dazu war ich begabt, wie mir die Leute versicherten, und hatte das, was jungen Musikern, überhaupt Künstlern, meist abgeht — Geld. Im übrigen stand ich ganz frei da und konnte thun und lassen, was mir gefiel.

Ich war lange in Italien. Fast ein Jahr lang stand ich unter dem Eindrucke des Wunder- und Wonnelandes wie gebannt. Nach und nach gewöhnte ich mich an den anfangs übermächtigen Totaleindruck und begann den Genuß zu specialisieren. Ich lebte abwechselnd der Reiselust, den Künstlerbedürfnissen und dem bloßen Vergnügen. Ich leistete mir in jedem einzelnen das irgend mögliche. So ging es drei Jahre, da bekam ich das Heimweh.

Es war mir, als thäten mir die Augen weh von den ewigen Goldreflexen unter dem südlichen Himmel, als sei mir die Musik, nachdem ich so viel an ihr herumgebildet, nicht mehr die reine Herzensvertraute von einst, als hätten mir die schönen Frauen Roms das Herz vergiftet. Ich war krank und wollte heim.

Als ich die Alpenluft atmete, fühlte ich, daß ich sehr krank sei, daß ich aber daheim gesunden könne. Daheim? Ja, wo in aller Welt war mein Daheim? Um diese

Zeit verwünschte ich meine isolierte Lebensstellung, um die lustige Kameraden mich oft genug beneidet hatten.

Da fiel mir die einzige Verwandte ein, die ich noch hatte, die Schwester meiner Mutter. Sie hatte im österreichischen Vorlande ein hübsches Landgut. Zu ihr zog ich und ward freundlich aufgenommen.

Es war ein reizendes, idyllisches Gebirgsdorf, in dem meine Tante die Gutsherrin war. Jetzt noch, nach manchem langen Jahr, stehen mir die reizendsten Partieen aus ihm und seiner Umgebung lebhaft vor Augen; das phantastische Rokokoschlößchen, die melancholische Brettschneide am Bache, der kleine, tiefblaue Teich, den die Leute „den See" nannten, am Rande die schwermütigen Uferweiden, der lustige Buchenwald, das liebliche Kirchlein auf dem Hügel und das Schulhaus mit seinem blühenden Gärtchen — ach, das Schulhaus.

Ein süßer Friede überkam mich, das wohlthuende Gefühl, aus dem Trubel der großen Welt mit ihren Leidenschaften und ermüdenden Reizen mich gerade noch zu rechter Stunde in ein stilles Asyl gerettet zu haben, wo ich mich wieder auf mich selbst besinnen und mich wiederfinden konnte. Ich war wunschlos glücklich, und wenn meine Tante mich fragte, ob mich losen Wandervogel einst die Langeweile drücken würde in solch engem Neste, da küßte ich ihr lachend die Hand.

Sonntags ging ich mit der Tante zur Kirche. Das erste Mal war ich aber dort zur Abendstunde. Es war Maiandacht. Die Gemeinde sang ein einfaches Lied, schlicht begleitet von der wohltönenden Orgel. Auf dem Altare brannten nur wenig Lichter, das Ganze machte

einen recht bescheidenen Eindruck. Aber ich war wunderbar ergriffen. Dieses mystische Halbdunkel, dieser tiefe, stille Friede, diese herzerquickende Andacht der frommen Gebirgsbewohner machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß eine Sehnsucht in mir aufstieg, auch so fromm und so rein zu sein wie diese und teilzuhaben an dem Frieden ihres Herzens. Und zuletzt noch ein Marienlied, ein Gemisch von Andacht, Schwermut und Himmelsheimweh, ein echtes Marienlied.

Das Lied begann mit einem langen Solo, und das wurde von einer süßen Mädchenstimme gesungen, einfach, schön und fromm, wie's sein soll im Gotteshause. Meine Tante, die neben mir in dem kleinen vergitterten Chore der Gutsherrschaft saß, merkte wohl, wie angestrengt ich durch das Halbdunkel nach dem Sängerchore hinüberschaute.

„Marianne, des Kantors Tochter," flüsterte sie und betete dann ihren Rosenkranz weiter.

Ich hatte die herrlichste Kirchenmusik gehört drüben in Italien, aber nichts hatte mich bisher so ergriffen, wie dies einfache Marienlied von dem Kantorskinde. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Am andern Vormittage machte ich mich auf den Weg nach dem Kantorhause. Ich sagte meiner Tante, ich wolle die Orgel probieren, sie sei mir nicht schlecht vorgekommen. —

Der Kantor war ein freundlicher Mann, eben ins erste Stadium des Alters gerückt, seine Frau schlicht gutmütig; Marianne aber, auf die mir's ankam, sah ich nicht.

Ich brachte meine Bitte vor und fand das freundlichste Entgegenkommen. Auf dem Wege zur Kirche sagte der Kantor:

„Jedenfalls ist mein Kind, die Marianne, oben, sie übt vormittags immer ein Stündchen.“

„Ihr Fräulein Tochter spielt Orgel!“

„Ist kein Fräulein, Herr, ist nur ein schlichtes Kind, aber brav und lieb. Sie vertritt mich manchmal, namentlich im Winter, wenn's kalt ist.“

Ich wollte noch etwas Höfliches über das gestrige Marienlied sagen, aber wir traten bereits in die Kirche. Ein sanftes Präludium erscholl vom Musikchore. Ich fühlte, wie mir das Herz pochte, als wir die schmale Treppe emporstiegen; die Orgel ertönte weiter.

So findet man die heilige Cäcilie abgebildet. Ein sanftes, reines Profil, eine zarte Gestalt, schwere, blonde Flechten schlicht um das Haupt gewunden, blaue, süße Träumeraugen auf das Notenblatt gerichtet. Ich fühlte ein Gefühl durchs Herz mir fluten wie Andacht und Liebe.

Nun gewahrte sie uns. Mit einem jähen Erröten brach sie ab, sprang von der Orgelbank und neigte leicht, doch verschämt das Haupt. Ich glaube, der Kantor flüsterte ein paar Worte, ich wäre keines Tones fähig gewesen. Der Kantor nötigte mich auf die Orgelbank.

Was ich zuerst gespielt, weiß ich nicht mehr, ich glaube aber wildes, ungereimtes Zeug. Dann wurde ich ruhiger und spielte eine alte Fuge. Als sie zu Ende war, sagte ich, es sei genug für heute und wir wollten gehen.

Als wir das Kirchlein verlassen hatten, stellte ich mich Marianne vor in aller Form wie einer großen

Dame. Sie wurde sehr verwirrt und kam mir in dieser holden Verwirrung reizender denn je vor. Dann machte mir der Kantor ein Kompliment über mein Orgelspiel. Ich lehnte das lachend ab und erzählte dann sehr ernsthaft, welch einen großen Eindruck das letzte Marienlied gestern auf mich gemacht; dabei fragte ich, wer es gesungen. Nun antwortete Marianne.

„Spotten Sie nicht, Herr, ich hab's selbst gesungen, wie wir's halt eben können hier oben bei uns.“

Wir kamen ins Plaudern, dabei wich ihre Scheu allmählich ein wenig. Ein Weilchen noch saß ich unten im Schulgarten, dann empfahl ich mich.

Wie ein Träumer stand ich auf der Dorfstraße. Ich wußte nicht, was mir geschehen. Eines aber fühlte ich, nur jetzt nicht zurück ins Schloß, an ein recht, recht einsames Plätzchen, um nachdenken zu können! Ich ging ein Stückchen durch den Wald und kam zur Brettschneide. Monoton rauschte das Wasser, surrte die Säge. Das that mir wohl. Ich legte mich lang unter einen Baum und schloß die Augen.

Anfangs dachte ich gar nichts, ich konnte nichts denken. Dann kam mir die klare Besinnung. Ich liebte, liebte ein Kind, das mir mit seinem reinen Herzen vorkam wie eine Heilige; ich war selig. Doch dann erschrak ich im tiefen Herzen. Durfte ich sie lieben, konnte denn je eine so unschuldvolle Seele sich einen mit einer andern, die im Sturme der Zeit und der Schwachheit schon so oft Schiffbruch gelitten? War's nicht ein Frevel? So mischte sich von Anfang an in den Liebesjubel meines Herzens eine bange Frage.

Aber dann überkam mich das junge, holde Glück, das mir das Herz getroffen, mit niegekannter Wonne, und ich konnte mich nicht quälen mit schwarzen Bildern, glücklich wollte ich sein und sie mein nennen um jeden Preis.

Ein Vogel sang im Busch ein süßes Lied, — das Lied von meiner Liebe. Ich wollte ihm lauschen, doch — monoton rauschte das Wasser, surrte die Säge. Es war nicht zu ertragen, ich stürzte fort, nach Hause.

Ich sah sie wieder, und wie meine Liebe wuchs, so schwanden meine Bedenken. Ich tröstete mich mit schönen Bildern. Darf denn der Schiffer, dessen schwankes Schifflein lange zwischen Sturm und Klippe umhertrieb und manches Leck erhielt, wenn ihn ein glücklicher Wind zur grünen Insel der Seligen trieb, sie nicht betreten, weil seine Fahrt keine glatte war? Wird er dort im sicheren Port nicht des Sturmes vergessen und ein Friedlicher sein unter Friedlichen?

Was für wundersame Philosophie treibt das Menschenherz, wenn es liebt und wünscht! — —

Marianne sah in mir immer noch zu sehr den vornehmen Herrn und in sich das arme Kind, als daß ich auf Gegenliebe hoffen durfte. Da half mir die Musik.

Der Kantor besaß eine gute Stainergeige. Darauf spielte ich oft, wenn ich mit Marianne im Schulgarten unter der Linde saß. Ich spielte damals besser als jetzt, mit viel schlechterer Technik, aber mit viel mehr Seele.

Wie sie lauschte, als wären das Töne aus einer fremden Märchenwelt, die ihr unbegreiflich war. Dabei lehnte ihr blondes Haupt an der Linde, und ihre blauen

Augen schauten in die Ferne, als wollten sie das fremde Etwas erschauen, das bisher weit, sinnentrückt war, jetzt aber näher und näher kam mit magischer Gewalt immer, immer auf sie zu.

Und dann kam ihr das Verständnis. Ein Maiabend war's, träumerisch, weich, mild, die Glocken sollten noch zur Andacht rufen. Wir waren allein unter der Linde. Ich geigte, ich habe wohl nie so gegeigt wie damals. Wie mir Sehnsucht und Liebe im Herzen lohten, so brachen sie in leidenschaftlichem Ergusse aus den Tönen und drangen hinein in ihr Herz, bittend und werbend. Und da verstand sie mich. Die Geige entglitt meiner Hand. Ich schaute sie an, sie weinte bitterlich.

Ich nahm sie in meinen Arm, sie ließ es geschehen, und unsere Lippen fanden sich in einem Kusse.

Rings ruhte im Abendfrieden die Welt. Goldene Wolken standen am Himmel, und die Glocken tönten hinein in unsern Traum. — —

Es war noch ein zweiter Lehrer am Orte, ein Mensch, der mir nicht gefiel. Er hatte eine lange, schlotternde Gestalt, sein Gesicht war mager und gelb, die Augen kalt und grau. Drüber waren die Brauen zusammengewachsen. Ich kam mit ihm selten zusammen, fast immer hatte er aber eine spitze Bemerkung. Ich hielt ihn für eifersüchtig; Marianne dagegen meinte, er sei klug und im Grunde genommen gut, wenn auch finster und abstoßend.

Eines Sonntags hatte ich Orgel gespielt. Nach dem Gottesdienste war ich auf ein Stündchen im Schulhause eingekehrt. Der Kantor lobte wie immer mein Spiel.

Dabei zuckte es um die Mundwinkel des andern — Günther hieß er — wie Hohn. Ich sah ihn scharf an.

„Nehmen Sie mir's nicht übel", sagte er, „aber Ihr Orgelspiel gefällt mir nicht. Das soll fromm klingen bei Ihnen und ist's nicht; es ist so ein Ringen drin, ein Ringen nach Frieden und Klarheit, aber man fühlt's, es wird nie Frieden werden. Es ist eine böse Leidenschaft da, die wohl von einem frommen Tone überhaucht, aber nicht verdeckt werden kann. Im Konzert mag das groß sein, in der Kirche, da —"

Ich sprang zornig auf.

„Nichts für ungut", sagte er ganz gelassen und in einem schier herzlichen Tone und ging aus dem Zimmer.

Ich war empört; als ich aber am Abend mich zur Ruhe niederlegen wollte, hatte ich das schlimme Wort noch nicht verwunden, und die ganze Nacht wälzte ich mich schlaflos umher mit der bangen Frage: „Hat er recht? Hat er recht?" — —

Noch einmal traf ich mit ihm zusammen. Es war indes Sommer geworden. Ich war wieder einmal hinab zur Brettschneide gegangen. Und wieder legte ich mich unter einen Baum, um zu träumen und zu sinnen. Da stand er plötzlich vor mir.

„Gut, daß ich Sie treffe", sagte er, „ich möchte einmal allein mit Ihnen reden."

„Was beliebt?"

Er setzte sich ohne weitere Umstände neben mich.

„Es betrifft die Marianne", sagte er ganz ruhig, „Sie glauben das Kind zu lieben und werden wieder —"

„Herr, was erdreisten Sie sich?“ fuhr ich ihn an.

„Ich bitte um ein klein wenig Geduld, nachher mögen Sie mir sagen, was Sie wollen. Also, wie ich sagte, so ist's, und der Kantor ist ein Thor und hindert's nicht.“

„Sie sind unverschämt! Hüten Sie sich!“

„Bitte regen Sie sich nicht auf und hören Sie mich um Mariannens willen an! Sehen Sie, Herr, das ist ja alles ganz schön und ideal, und ich glaube auch, daß Sie das Kind von Herzen gern haben, wer würde das nicht; aber, Herr, was kann dabei herauskommen als ein Unglück, ein großes Unglück für das Kind? Ich mein's gut, Herr!“

„Ihre gute Meinung ist durchaus am falschen Platze“, rief ich. „Nun aber, da Sie sich einmal hineinmischen, so mögen Sie's in Gottes Namen hören, ja, ich liebe Marianne, und ich denke, es ist nicht mehr lange hin, da ist sie mein Weib.“

„Ja, freilich“, nickte er, „das ist ja auch alles ganz selbstverständlich, aber sehen Sie, Herr, das ist ja eben das Unglück!“

„Ein Unglück“, lachte ich hart, „ein Unglück doch höchstens für Sie, der Sie eifersüchtig sind!“

Er blieb ruhig und schüttelte nur traurig den Kopf.

„Was Sie nur reden, Herr; ich tauge ebenso wenig für Marianne wie Sie! Sie ist wie eine Blume, Herr, eine zarte, eigenartige, und sie müßte sterben bei beiden von uns, bei Ihnen vor Hitze und bei mir vor Kälte!“

„Sie reden Unsinn!“

„Keinen Unsinn, Herr! Wollen Sie hier bleiben, bei uns in dem stillen Thale? Sie können's nicht, Sie haben zu heißes Blut, und das drängt hinaus. Oder wollen Sie Marianne mitnehmen da hinaus? Herr, sehen Sie denn nicht ein, daß das nicht geht? Fühlen Sie nicht, daß Marianne mit ihrer schlichten Weise in der großen, kalten, gebildeten Welt nichts ernten würde, als heimlichen Spott, den sie wohl fühlen würde und der ihr das Herz verletzte? Würde sie denn in den Kreisen, in die sie mit Ihnen einträte, ein Freundesherz finden?"

„Sie übertreiben, und wenn's auch so wäre, so hätte sie mich", entgegnete ich unruhig.

„Sie, jawohl!" sagte er gedehnt. „Herr, es muß heraus! Sehen Sie, Sie haben ein heißes Herz und werden Marianne eine Zeit lang mit Liebe fast ersticken. Aber dann werden Sie doch mehr verlangen als sie; Sie werden ihr einst untreu werden, Herr, auch wenn sie Ihr Weib ist, und dann wird sie sterben!"

Mit einem Schrei sprang ich auf; mir war's, als müßte ich ihn morden. Bewegungslos und ruhig, mit tieftraurigem Gesichte, saß er vor mir. Da stürzte ich fort, halb bewußtlos.

Von nun an hatte meine Liebe einen Stachel gefunden. Siedendheiß überkam mich's, wenn Marianne auf meine Vergangenheit zu reden kam. Wie stellte sie sich doch dieselbe vor, das harmlose Kind, heiter, rein, friedlich wie die ihrige. Sie würde immer denselben Maßstab an mich legen wie an sich, und ich? — —

Es war Besuch angekommen auf dem Schlosse — vornehme Sommerfrischler, auch Damen. Eine war

besonders schön und geistreich. Hildegard hieß sie. Sie plauderte wundervoll, wußte auf alle meine Intentionen mit geistvoller Grazie einzugehen und war voll herzlichster Koketterie. Meine Liebe zu Marianne, die ihr nicht verborgen blieb, fand sie „niedlich“. Ich haßte das Weib.

Aber sie war sehr schön und eine Sirene mit tausend Hexenkünsten, und ich hatte so heißes Blut. Eines Abends, ich hatte viel Sekt getrunken, und sie hatte es darauf abgesehen — küßte ich sie. Ein paar Stunden zuvor war ich bei Marianne gewesen. — — —

Wie ich die darauffolgende Nacht überlebt, weiß ich nicht. Kein Haß, keine Feindschaft frißt so am Herzen, wie Haß und Feindschaft gegen sich selbst. Ich glaube, ich hätte mich erschossen, wenn ich nicht die Kugel zu gut für mich erachtet hätte. Ich tobte gegen mich.

Am andern Morgen schrieb ich an Günther einen Brief. Ich schrieb ihm, daß er der größte Philosoph und ich der armseligste Schlucker sei, den ich kenne. Darauf meine Beichte. Er sollt's ihr sagen.

Sie selbst dürfte ich nicht mehr sehen; ihr auch nicht schreiben. Ich meinte, sie damit zu entehren.

So zog ich fort, heimlich, zur Morgenstunde. Vom Himmel fielen große, schwere Tropfen.

Günther schrieb mir nach Jahren. Krankenpflegerin war sie geworden im Dorfe. Rein und friedlich ist ihr Angesicht geblieben wie das eines Engels. Bei einem kranken Kinde hat sie sich angesteckt und ist gestorben. Sie hat mich noch grüßen lassen.

Ich aber habe mich durch Sturm und Drang und Not hinaufgeschwungen zu einer Art Frieden, der nur dann wahrhaft fromm und rein ist, wenn ich ihrer gedenke." — — —

Mein Freund hat geendet. Das Haupt sinkt ihm herunter auf die Hände. Ein Weilchen sitze ich ihm noch gegenüber, dann streiche ich ihm leise über die heiße Stirn und lasse ihn allein. —



Welkes Laub.



Draußen fegt der Novembersturm. Er treibt dürres Laub die Dorfstraße herunter und wirft es drohend an die Fenster der Menschenwohnungen. Am meisten an die des Schulhauses!

Der da hinter dem einen Fenster steht und dem wüsten Treiben zuschaut, der Schulmeister, ist ein alter Mann. Steinalt, obwohl er kaum 60 Jahre zählt. Er hat viel arbeiten müssen in seinem Leben und auch viel Leid zu ertragen gehabt. Für seine Arbeit ist ihm wenig Anerkennung zu teil geworden, und in seinen Leiden hat ihn niemand getröstet. Wenn man aber so allein steht und einem keine weiche Hand die Furchen, die Zurücksetzung und Gram ins Menschenantlitz graben, von der Stirne streicht, dann wird man zeitig alt. Sehr zeitig!

Die alte, grämliche Wirtschafterin, die Susanne, ist heute nicht zu Hause. Die macht sonst erschrecklich viel Lärmens mit ihren paar Töpfen und Tiegeln. Heute ist's ganz still, und der Schulmeister kann ungestört dem Treiben des Novembersturmes zusehen, wie er das dürre Laub jagt auf der Gasse — hinauf, herunter, in tollem Wirbel.

Ein Vers fällt dem Alten ein:

„Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen."

Er ist nicht sentimental, — Gott bewahre, — aber wie er die Worte so vor sich hinsagt, zittert er leise. Durch die runzelige Stirn dringt ihm ein Gedanke in die Seele hinein — er denkt an sich selbst und an sein Leben.

Junge Leute glauben nicht an Reminiscenzen. Aber das Alter hat in seinen vielen stillen Stunden auch seine vielen stillen Gewissenserforschungen. Ganz erklärlich! Wer vor dem Abschluß der Rechnung steht, denkt an die Bilanz; und wer sein Konto kaum begonnen hat, schreibt unbekümmert einen Posten unter den anderen.

Ein Windstoß! Er führt sehr viel welkes Laub mit sich.

Welkes Laub — welkes Hoffen!

Die Jugend steigt vor dem Alten auf. Seine Eltern galten als reich. Als aber sein Vater starb, erwies es sich, daß sich die Leute gänzlich getäuscht hatten.

Er mußte das Gymnasium, das er damals besuchte, verlassen. Arzt hatte er werden wollen, und nun war ihm die erste, schöne Hoffnungsblüte zu welkem Laube geworden. Da es nun mit dem „Studium" nichts mehr war, wurde er ein Schulmeister.

Wir dürfen dem Alten nicht unrecht thun. Er gehörte nicht zu jenem nichtsnutzigen Gymnasialramsche, der, allenthalben übrig und untauglich, sich immer noch für fähig hält, ins Schulfach einzutreten, das heißt nämlich, die Bildung der Kinder des Volkes zu übernehmen. Nein, er war ein begabter Schüler.

Ein alter Mann tröstete ihn.

„Mein Sohn, Arzt zu sein ist ein schöner Beruf, Lehrer zu sein ein schönerer. Oder meinst du nicht, daß es etwas Größeres sei, eine schlummernde Menschenseele zu schönem Leben zu erwecken, als an einem kranken, gebrestigen Körper herumzuflicken, um ihn noch auf ein Jährlein wetterfest zu machen?“

Der Siebzehnjährige verstand's nicht recht. Aber schön gesprochen war's, zumal der, der's sagte, selbst ein Arzt war. Später ging dem begeisterten Schulmeister der Sinn jener Worte auf.

Wie er gearbeitet hat, wie er mit heißem Bemühen gekämpft hat gegen Roheit und Unwissenheit sein ganzes Leben lang! Und wenn er die Kinder entließ, wenn er sie brav und gut ins Leben schickte, dann faltete er die Hände zu dem Gebete: „Gott schütze meine Saat!“

Wenn er aber ein paar Jahre später dieselben Kinder als halbwüchsige Fabrikburschen und Fabrikmädchen die Dorfstraße hinunterjohlen hörte, dann gab's ihm einen Stich durchs Herz. —

Welkes Laub! —

Er war immer sehr einsam. Er hatte sich daran gewöhnt und glaubte wohl kaum, daß es je anders werden würde. Da ging ihm die Liebe auf im Herzen, rein und groß, und die Einsamkeit wurde ihm zur Qual. Mächtig zog's ihn nun zu ihr.

Am Waldessaume stand ihr Haus. — Es war ein wunderschöner, lieblicher Septemberabend. In bunter Färbung stand der lichte Wald um eine einsame Wiese, darauf ein paar Rehe weideten. Es war alles so ohne Maßen schön und friedlich und erhebend. Und sie saß

vor ihm auf der grünen Gartenbank in ihrer herzigen Schönheit.

Heute mußte er's ihr sagen. Und dann, wenn sie sein geworden, dann würde es Licht werden in dem engen Schulhause, dann — da fährt ihm ein Schreck durch die Glieder. Wenn sie ihn ausschlüge! Er ist ein armer Mann und an 15 Jahre älter als sie. Doch die sieghafte Hoffnung kehrt zurück. Er wagt's.

„Marianne", beginnt er, und eine heiße Welle flutet ihm durchs Herz, „Marianne —"

Da stört ihn ein freundlicher Gruß vom Gartenzaune herüber. Der junge Jägerbursch ist's; er bringt ihr einen Strauß Blumen.

Sie springt empor. Lieblich erglüht ihr Gesicht, und ein Strahl bricht aus ihren blauen Augen — der Strahl der Liebe.

Der Schulmeister hat den Strahl aufgefangen. Es thut ihm etwas weh in der Brust; die junge Blume seiner Liebe ist gestorben. Der Abendwind erhebt sich und fährt leise durch den Wald . . . Welkes Laub! . . .

Zu ihrer Hochzeit spielte er die Orgel und ein Jahr drauf, als sie gestorben war, auch zu ihrem Begräbnisse. Es war Schulmeisters Pflicht so. —

Sein Leben wurde nun noch stiller. Er verrichtete seine Arbeit, aber ohne lebhaftes Interesse. Die besten Lehrer sind ja meist die glücklichen. Und er war sehr unglücklich.

Da kam „ihr" Kind zu ihm zur Schule. Anfangs betrachtete er's mit feindseligen Blicken; um seinetwillen

hatte „sie“ ja sterben müssen. Dann aber gewann er die kleine Marianne lieb. Sie hatte die blauen Augen ihrer Mutter und ihre herzige, liebe Art. So wurde sie das Kind seiner Liebe und seiner besten Lehrersorge.

Er fing jetzt wieder an zu studieren — um Mariannens willen. Er achtete auf jede Regung in des Kindes Geist und Gemüt; er machte Notizen über sie, arbeitete diese zu psychologischen Skizzen aus und suchte unablässig nach den besten Mitteln und Wegen, Mariannens Anlagen aufs glänzendste zu entwickeln. Welch eine rührende Phantasie entwickelte er, wie originell und wie gut dabei war seine Erziehungsmethode!

Der Segen so treuer Arbeit zeigte sich. Die Leute nannten Marianne einen Engel, sie war so schön und so fromm und so herzensgut. Und sie hatte so eine herzige Art, jedem wohlzuthun, und sei's nur durch ihren Anblick.

Das ganze Dorf war stolz auf Marianne, am meisten freilich er, der sie erzogen. Oft, wenn er ihr stilles trautes Walten sah, wurden ihm die Augen naß. Dann dachte er immer an sein verstorbenes Lieb. Und wunderbar, seine Seele blieb frei von Schmerz. Die Liebe war geblieben, sie hatte sich neu verjüngt, doch das schmerzliche Begehren war gewichen; es war still in ihm geworden, er war glücklich. Und dann wieder regte sich die Lehrerseele in ihm, und er genoß die große, ideale Freude einer ersichtlich gottgesegneten Lehrerarbeit. Ein Gnadengeschenk giebt der Himmel jedem Leben; das Gnadengeschenk seines Lebens war Marianne.

Seine Marianne, sein Stolz, seine Liebe!

Und doch war auch sie, das Urbild der Unschuld und Herzenseinfalt, nicht verschont geblieben von der ekelhaften Geiferzunge hämischen Argwohns. Sie war jetzt 20 Jahr alt, ein prächtig erblühtes Kind, und führte ihrem Vater, dem gräflichen Förster, die Wirtschaft.

Der Sohn des Grafen kam manchmal ins Forsthaus — natürlich, er hatte mit dem Förster zu unterhandeln. Und wenn er dabei ein paar Worte mit Marianne sprach, was that's ihr, was that das seiner Marianne?!

Und dieser Schandbub', dieser Dorfschulze, wagte das ihm zu sagen? — Das? — Von seiner Marianne? Auf der Straße war's gewesen, als er's ihm zuzischelte, und da hatte er ihm die Faust mitten ins Gesicht hineingeschlagen, daß er taumelte. Der Schulze hat ihn verklagt, und er wird verurteilt werden. Mag's sein, für seine Marianne steht er ein, und wenn er dafür ins Zuchthaus käme. —

Wieder ein Windstoß! Ein Hagel dürrer Blätter prallt ans Fenster. Der Alte schrickt heftig zusammen. Er steht plötzlich ganz still . . . wie festgebannt.

Da geht draußen die Hausthür. Heftig fällt sie gleich wieder ins Schloß. Vom Winde?

Jetzt stürzt die alte Susanne ins Zimmer. Sie sieht entsetzlich aus — wie das Unheil selbst. Kreideweiß ist ihr Gesicht, die Augen sind erschrecklich groß, die grauen Haare hat der Wind gelöst und ihr um die mageren Schultern geschleudert.

„Jesus, Maria — es ist wahr, — was die Leute — von der — Marianne — sagen, — sie, — sie, — man hat — sie — gerade — gefunden — im Mühlteiche!"

Der alte Schulmeister steht wie vom Blitz gerührt. Glasig treten ihm die Augen vor die Höhlen; die Hände greifen in die Luft, ein irres Lallen tönt ihm gebrochen vom Munde: „Ma — ri — a —."

Zwei Schritte wankt er nach der Thür, dann sinkt er zu Boden — tot —.

Draußen fegt der Novembersturm. Er treibt welkes Laub die Dorfstraße herunter und wirft es drohend an die Fenster der Menschenwohnungen. Am meisten an die des Schulhauses!



Ein Frühlingsmärchen.



Der Quelle wird's langweilig im hohlen Berg. Es giebt wenig Kurzweil da unten und schlechte Gesellschafter. Ein dicker Kiesel liegt in weicher Mulde und schläft und dreht sich kaum alle zehn Jahre auf eine andere Seite, und ein wenig roter Sand ist da, mit dem sich's ja im Sommer bei günstigem Licht ganz gut kokettieren läßt, der aber im Winter fast ebenso langweilig ist wie der Kiesel. Und jetzt ist's Winter. Die Quelle guckt durchs krystallhelle Eisfensterlein nach oben, und ein Schlucken quillt aus ihr herauf, das klingt wie ein Seufzer.

„Wenn's doch erst Frühling wäre!"

Das hörte der alte Eichbaum, der neben der Quelle stand, und hatte Mitleid mit dem kleinen, ungeduldigen Dinge an seinem Fuße. Er neigte also seinen Wipfel und flüsterte hinab: „Wart nur noch ein klein Weilchen; der Frühling kommt bald; ich spür' ihn schon in allen Gliedern!"

So alte Leute haben fast immer recht, überhaupt in Bezug aufs Wetter. So kam denn auch der Frühling schon nach drei oder vier Tagen. Die Märzsonne schien warm durch das Geäst des Waldes und taute ein rundes Loch ins Fensterlein der Quelle. — Hat auch gleich zu plaudern angefangen, das muntere Ding:

„Morgen, Herr Eichbaum!"

„Morgen, Jungfer Quelle! Nun, schon munter?"

„Ei ja, Herr Eichbaum, aber nicht schon, sondern endlich! Ist so wenig nett da unten, gar nichts zu lachen, zu plaudern, zu hüpfen, zu necken! Da habt Ihr's schon besser, Herr Eichbaum, streckt den Kopf so hoch in die Wolken und könnt schauen, so weit Ihr wollt!"

„Hm, habe auch nichts Apartes ersehen, hier oben!"

„Aber Ihr waret doch frei, und ich war eingesperrt! O, wie wohl diese freie Luft thut! Will doch gleich mal ein wenig hinunter ins Thal; glaube, ich vergesse den Weg sonst! Ich hab's wirklich sehr eilig, Herr Eich —"

„Sachte, sachte, Jungferchen, bleib hübsch hier oben! Könntest dir die Füßchen vertreten bergab, denn du hättest einen gar bösen Weg. Das Bächlein hängt noch über den Berg hinunter wie ein gefrorener Strick, und beim Wasserfall könntest du dich an den Eisschollen totfallen."

„Ei, aber Herr Eichbaum!"

„Schmolle nicht, kleines Ding, mußt schon folgen! Und ist's denn hier oben gar so schlimm? Kannst du mir denn nicht ein wenig die Zeit vertreiben und mir was erzählen?"

„Erzählen, ei, das ginge! Erzählen ist gut!" antwortete das leicht beschwichtigte Quellchen und fing an zu erzählen. — Was es erzählte? I nun, fast lauter dummes Zeug; was soll ein so kleines Ding auch Gescheidtes wissen?

Es erzählte von den silbernen Fischlein, die unter den Erlen wohnen, und die es füttert, von einem jungen, schönen Lindenbaum, der am Ufer steht, und der ihm im verwichenen Juni duftende Blüten zuwarf, von einem

griesgrämigen Wacholderstock, den es an den Wurzeln kitzelte, der aber doch kein freundliches Gesicht machen wollte, von einem Käferlein, das in einem goldenen Rock auf einem grünen Blatte über die Flut segelte, von des kleinen Sepp artiger Wassermühle, die sich so lustig drehte, und die es einmal zu Schanden gemacht hat, von einem durstigen Öchslein, dem es Wasser in die Nase spritzte, daß es laut pusten und niesen mußte, und solche Dinge mehr, die eben ein Wässerlein erleben kann.

Der Eichbaum hörte zu wie ein gutmütiger Großpapa, der sich vom Enkeltöchterlein was vorschwätzen läßt. „Bist allzeit ein kurzweiliges Ding gewesen“, lobte er, „und kannst viel erzählen; freilich hast du auch einen Lauf, der fast eine ganze Stunde lang ist.“

„Ja, wenn man nicht zu schnell läuft, fast eine ganze Stunde“, sagte eifrig das Quellchen, „und wenn der dumme Graben und dann der große Fluß nicht käme, dann liefe ich gar bis ins Meer. Aber so —“

„Ereifere dich nicht, Quellchen, kommst ja weit genug herum! Denk an mich! Bin jetzt knapp 400 Jahre alt und stehe immer noch auf derselben Stelle, auf die ein Häher die Eichel legte, aus der ich emporwuchs. Du kannst's glauben, ob ich auch fast 400 Jahre immer nach derselben Richtung schaue, ich kann doch alle Tage etwas Neues sehen; nur gute Augen muß man haben. Du aber schmolle nicht! Erzähle mir lieber noch etwas! Weißt du nichts aus der Schule?“

„O—i—je—, aus der Schule“, sagte das Quellchen lang gedehnt; „nichts Gutes, Herr Eichbaum, nichts Gutes!“

„Dachte mir's", nickte traurig der Baum.

„Ihr dachtet es Euch?" fragte das Quellchen.

„Ja, ich sah ihn im Winter einmal vorübergehen. Du weißt ja, den jungen Schullehrer. Wußte freilich nicht, was er hier oben wollte, aber ich sah, daß er ein sehr finsteres Gesicht machte."

„O—i—je —ja", sagte das Quellchen, „ein finsteres Gesicht machte er schon lange! 's war traurig drunten im letzten Herbst."

„Erzähl's, Quellchen, erzähl's!"

„Wißt ja, Herr Eichbaum, wie lustig er immer war! War ihm kein Weg zu schlecht und kein Wetter zu kalt, kam doch einmal hier herauf. Und er ging nie an uns beiden vorüber. Stets lehnte er sich an Euren Stamm, und ich glaube, er kannte jede Falte in Eurem ehrwürdigen Rocke. Vor mir hatte er ja weniger Respekt. Er sprang über mich weg, das mochte noch gehen, aber er stellte oft den Fuß in meinen Lauf, daß ich nicht weiter konnte, und das war verdrießlich. Lustig aber war's, wenn er mich mit kleinen Steinen warf; da lachte ich bei jedem Wurfe neckisch auf, und er lachte mit. Meine aber, Herr Eichbaum, wer eine Quelle ärgern und gleich darauf wieder mit ihr lachen kann, der ist ein guter Mensch."

„Und ein glücklicher", fügte der Eichbaum hinzu.

„O—i—je—ja", seufzte das Quellchen. „Glücklich war er; ist's aber nicht mehr! Kennt ja meinen Lauf, Herr Eichbaum, könnt mir nachschauen weit, weit, fast bis zu dem dummen Graben, und wißt also auch, daß ich dicht am Schulhause vorbeifließe. Ist ganz prächtig, da unten! Erst kommt eine Wiese, dann ein Garten; in

dem Garten ist eine Rinne, und in der Rinne bin ich. Rechts von der Rinne sind im Frühlinge die Dotterblumen — gelb, Herr Eichbaum — und links stehen die Vergißmeinnichte — blau, Herr Eichbaum! Gelb und blau und ich mitten drin silberweiß, das sollet Ihr einmal sehen! Doch es kommt noch besser! Ist ein kleiner steinerner Trog da, — zu dem Troge komme ich, und — hei! — geht's in silbernem Bogen hinab. Der Trog wird voll! Das kann gar nicht anders sein, denn ich habe Wasser genug; und so laufe ich über, das heißt, ich klettere an der steinernen Wand wieder hinab und laufe weiter. Doch es kommt noch besser.

Ist im Schulhofe ein Brunnen, in dem steckt ein quietschendes Rohr. Zieht man an dem Rohr, so kommt Wasser. Aber ganz plötzlich und dick und poltrig, Herr Eichbaum! Kann auch kaum gut schmecken; denn denkt nur nicht, daß eines von den Schulkindern zum Brunnen trinken geht! Alle kommen sie vielmehr zu mir, und die Jungen pressen ihre roten, dicken Backen an den Trog und saugen sich den Mund voll, und die Mädchen halten fein anständig die hohle Hand unter, da, wo ich überlaufe, und die Jungen schlagen in den Trog, daß das Wasser hoch aufspritzt, und die Mädchen werden naß und laufen kreischend davon, — ist das nicht eine Lust, Herr Eichbaum?

Seht Ihr, und der Schullehrer hat das immer gern mit angesehen, das von den Jungen und Mädchen und von mir, denn er war lustig und hörte die Kinder gern lachen und mich gern plätschern. Bis auf einmal alles anders wurde! Plötzlich durften sich die Kinder am Troge

nicht mehr necken, oft schallten harte Worte aus der Schulstube, in die sich Kinderweinen mischte, und wenn ein Vogel sang am Simse, klappte schnell und laut das Fenster zu. Und das alles seit jenem Tage, als er mit ihr hier oben gewesen war, mit dem Mädchen, das so schöne Kleider trug und so klug redete und so leise lachte, wie sonst kein Mädchen hier thut."

„Ich weiß", sagte der Eichbaum; „sie saßen miteinander an meinem Fuße und waren wohl zwei schöne Menschenkinder. Aber mir war gar nicht wohl dabei."

„Wißt Ihr noch, was sie redeten?"

„Hm, ein Eichbaum hat ein gutes Gedächtnis. Ich habe mir jedes Wort gemerkt."

„So erzählt mir's; ich habe fast alles wieder vergessen."

„Ich erzähl's nicht gern; denn es hat mir damals gar wenig gefallen. Aber es geht dich so viel an, wie mich, und so will ich dir gern gefällig sein, da du's vergessen hast. — Sie war ein blasses Mädel aus der Stadt und kam hierher, um rote Wangen zu bekommen, wie viele andere Leute auch thun. Es ist nicht gut, Quellchen, daß jetzt immer so viele Fremde drunten im Thal sind. Das giebt so viel Lärm, wo's doch früher ganz still bei uns war. Habe trübe Erfahrungen gemacht. Kam einmal ein junges Paar hier herauf und sprach viel von Liebe und Treue. Er nahm ein Messer und schnitt ein Herz und zwei Buchstaben in meine Rinde. Vierzehn Tage darauf gingen die beiden aneinander vorüber, als ob sie sich nicht kennen möchten, und beide hatten doch lachende Gesichter. Mich alten Baum aber brennt das

Herz in meiner Rinde als wie ein Schandmal. So erschrak ich, als ich ihn mit einer Fremden sah, denn ich hatte ihn lieb, den jungen Schullehrer, und mir ahnte nichts Gutes. Sie saßen auf dem Rasen an meinem Fuße und lehnten sich an meinen Stamm. Lange sprachen sie nicht; dann faßte er ihre Hand. Die Stimme zitterte ihm, als er sagte:

„Ich habe nicht Geld und Gut und bekleide kein hohes Amt; aber ich bin nicht arm! — Wie glücklich bin ich immer im Frühlinge! Da blühen die Bäume vor meinen Fenstern und möchten die Zweige voll Blüten strecken bis zu mir herein ins stille Schulhaus; da singen die Vögel, da duften die Blumen, und da wird mir das Herz weit, und die Kinderaugen vor mir beginnen zu glänzen und zu leuchten so hell, so klar und so blau wie draußen der lichte Himmel. Und wenn abends die Sterne gehen übers stille Dorf und einen Silberschein spinnen ums kleine Kirchlein und meine eigene stille Klause, da ist mir's, als wohne der Friede bei mir selbst. Ist das kein Glück, das ein Leben zu verklären vermag? Eine schöne Heimat, ein edles Amt und ein Herz, das seinen Frieden hat, läßt sich das wirklich aufwiegen durch eine Hand voll Silber mehr und durch den lärmenden Trubel, den man Abwechselung und Verkehr nennt? Könnten Sie mit mir in diesem Thale nicht glücklich sein; ist Ihnen dieses Lehrerleben wirklich zu arm?“

Die Wangen glühten ihm, als er so sprach, und seine Augen hingen an ihren Lippen. Da sprach sie, und ihre Worte klangen ruhig und klug und kalt:

„Sie sind eine ideal beanlagte Natur, das macht Sie interessant; aber Ihr Idealismus geht viel zu weit! Was Sie sagen von den Blüten, von den Vögeln und von dem Aufleuchten in den Augen Ihrer Kinder, das klingt alles ganz schön, aber es ist kein reales, kein wirkliches Glück. So etwas macht das Herz warm in einer weichen Stunde, aber es handelt sich auch nur um eine Stunde, hören Sie, um eine Stunde, und eine solche Stunde hat nicht einmal sechzig Minuten."

Er sah sie erschrocken an.

„Ja, aber die Reinheit solchen Glücksgefühls und die Nachwirkungen einer solchen Stunde!"

„Hören Sie weiter", fuhr sie einfach fort; „Ihre Heimat ist schön, ohne jede Frage, aber sie bietet alle Tage die gleichen Reize, und es muß sich deshalb die Seele dagegen abstumpfen. Länger als einige Wochen würde ich diese Schönheit nicht zu erkennen vermögen; dann würde mich die Langeweile erfassen. Und ich bin ein Weib! Wie können aber Sie erst als Mann Genüge finden an der Stille dieses Thales! O, Sie wissen nicht, wie großartig, wie erregend es ist, hinzuhorchen auf den Pulsschlag der großen Welt! Das jagt, das stockt, das siedet, das brandet, das zuckt in allen Wirbeln der Leidenschaft, das kämpft und ringt, flutet immer vorwärts, ist ewig anders und steht nie stille! Nein, mein Freund, ich bin nicht geschaffen, in einem so engen Thale glücklich zu werden!"

Sie schwieg, und er ließ ihre Hand los. Ich fühlte, wie er zitterte am ganzen Leibe. Er schlug die Augen weit auf und schaute hinab ins Heimatthal. Das

Abendgold lag auf den schlichten Hütten, und das Schulhaus grüßte herauf aus dem Grün der Linden. Da zitterte er heftiger. Er fuhr mit der Hand wie liebkosend über meine rauhe Rinde und sah auch auf dich, kleine Quelle. Dann aber stieß er heraus, hastig und schnell: „Ich habe Sie sehr lieb und werde mich bemühen, eine Anstellung in der Großstadt zu erhalten!“

„Das ist vernünftig“, sagte die andere, „und nun können wir weiterreden. Ja, es soll bald ganz klar zwischen uns werden! Nicht nur der Ort, an dem Sie leben, ist es, der mir's unmöglich machen würde, mit Ihnen glücklich zu werden, es ist noch etwas anderes — Ihr Amt!“

Da fuhr er empor und stand im Nu hochaufgerichtet vor ihr.

„Adelheid! Was thun Sie! Sie verwunden mir das Herz, wenn Sie meinen Beruf schmähen! O, das war Ihnen nicht ernst, kann Ihnen nicht ernst gewesen sein! Nein, nein, gewiß nicht! Was könnte es denn auch für einen edleren Beruf geben, als den, der Lichter zündet in dunklen Menschenseelen, der schwache Herzen stärkt und kräftigt, und der schwankenden Kinderfüßen den Weg zeigt zu ihrem Heile? Keinen, keinen!“

Sie lächelte. „Sie sind eben ein Enthusiast! Übersetzen Sie Ihre Worte in schlichte, wahre Prosa, so lauten sie ganz anders. Worin besteht Ihr Amt? Sie versuchen, den Bauernkindern die ärgsten Ungezogenheiten abzugewöhnen, in die sie aber immer wieder zurückfallen, weil die ebenso ungeschliffenen Eltern zu Haus die stärkeren Lehrmeister sind. Weiter! Sie bringen den Kindern

mühsam einige armselige Kenntnisse bei, die sie aber wieder vergessen haben, sobald sie zwei Jahre aus der Schule sind. Was ist da Hohes und Schönes an diesem Berufe, dessen Erfolge weit mehr, als das in anderen Ständen der Fall ist, in Widerspruch stehen zu der Summe von Mühe, Entbehrung und Mißachtung, die dem wird, der ihn ausübt? Ja, blitzen Sie mich immer mit Ihren Augen an, zu der Mißachtung, sage ich, denn, wenn es hier auf dem Lande auch etwas besser sein mag, bei uns in der Stadt gilt jeder Zahlen summierende Sekretär, jeder —"

„Halten Sie ein, Adelheid, Sie haben kein Herz! Und wenn auch alles wahr wäre, was Sie da viel zu schwarz schildern, wenn der Lehrerberuf wirklich der letzte und mißachtetste Posten wäre, wäre dann nicht der, der auf diesem Posten trotz Hunger und Arbeit und Verachtung aushält, weil er glaubt, um hoher Güter willen aushalten zu müssen, ein edler Mensch, der sein Teilchen Liebe verdiente? Adelheid, verlangen Sie nicht, daß ich diesen Posten verlasse!"

„Und doch muß ich es verlangen, denn ich vermag mich nie auf Ihren Standpunkt zu stellen, bin nicht imstande, die Frau eines Lehrers zu werden. Man sagt ja sonst wohl, die Liebe opfert; nun wohl, warum wollen Sie mir nicht ein Opfer bringen, das Ihnen freilich schwer erscheint, das Sie aber nur von einer Last befreit, die Sie früher oder später als solche empfinden würden. Sie besitzen eine gute, dichterische Kraft, ausgiebig genug, etwas Großes zu leisten. Vergeuden Sie dieselbe nicht ferner an schönen, aber unnützen Kleinigkeiten!

Machen Sie Ihren Namen bekannt, so will ich die Ihrige sein!"

„Das ist ein Phantom, Adelheid, ein Phantom!"

„Aber ich glaube daran, und wenn auch Sie daran glauben, wird das Phantom Wirklichkeit; der Glaube an die eigene Kraft wirkt Wunder. Gehen Sie zunächst in die Großstadt als Lehrer, dort suchen Sie Anregung, suchen Sie Verbindungen. Ihr Talent wird sich Bahn brechen. Ich denke nicht gerade an einen modernen Dramatiker, sondern wenn Sie nur einen geachteten Namen und vielleicht eine Stelle in einer guten Redaktion haben, dann will ich die Ihrige sein."

„Adelheid, ich kann nicht! Meine Heimat kann ich verlassen; aber meinen Beruf habe ich zu lieb!"

„So lassen Sie uns ohne Groll scheiden!"

Sie stand auf und reichte ihm die Hand. Die Abendsonne flocht einen güldnen Kranz um ihren Scheitel; sie war in diesem Augenblicke so schön. Der arme Schullehrer sah die liebliche Erscheinung, die sich von ihm trennen wollte. Da drängte sich ihm alles Blut zum Herzen, und er stieß hervor: „Ich — will — alles thun, — was — Sie wollen!"

Langsam stiegen sie den Berg hinab; sie sprach lebhaft auf ihn ein, er aber hielt den Kopf gesenkt. Er hatte heut Heimat und Beruf verraten, und sie war die Siegerin.

Hinter meinem Stamm hervor scholl leises Weinen. Dort saß des Försters liebliche Tochter, die alles mit angehört. Weißt wohl, Quellchen, was dem armen Kinde das Herz schwer machte. Hat oft hier oben gesessen und

hinabgeschaut zum Schulhause. Hatte ihn lieb, den da unten!“

Der Eichbaum schwieg, die Quelle aber schluchzte laut auf:

„O, was ist das für eine traurige Geschichte! Nun wird er unglücklich werden und das arme Försterkind auch. Es wird wohl auch alles so werden, er ist ja nicht ein einziges Mal mehr hierher gekommen!“

„Wird sich geschämt haben, Quellchen, vor uns!“

„Ja, ja, geschämt“, wiederholte das Quellchen und schluchzte leise vor sich hin. Und über all seinem Schluchzen schlief es ein. Ein kalter Abendwind fuhr durch den Wald und zog über das kleine Wässerlein wieder eine dünne Eisdecke. —

* *
*

Kaum zehn Schritte von der Eiche entfernt stand eine alte Kiefer. An deren Stamm hatte ein Mann gelehnt die ganze Zeit und alles gehört, was der Eichbaum und die Quelle sprachen. Gar aufmerksam hatte er hingehorcht, denn die beiden sprachen von ihm. — Nun ging er heim.

Am Waldweg, just, wo dieser in die Dorfstraße mündet, traf er ein Kind. Das huschte mit scheuem Gruße an ihm vorüber. Sonst war's anders gewesen, da waren die Kinder immer freudig auf ihn zugeeilt, wenn sie ihn auf der Straße trafen. Aber in der letzten Zeit hatte er immer so viel nachzudenken gehabt, da war er nervös geworden, und in der Schule hatte es arg viel Schläge gegeben. Deshalb mieden ihn jetzt die

Kleinen. In diesem Augenblicke war es ihm, als habe er etwas verloren. Ob er es wiederfindet?

„Die Stadtkinder haben zu viele Lehrer, sie werden nicht so anhänglich sein“, meint er im Weitergehen. —

Ein armer Arbeiter kommt, dann ein reicher Bauer. Beide grüßen ihn.

„Wie wird's nur in der Stadt sein?“ denkt er. —

Nun kommt er ans Kirchlein. So wunderbar friedlich liegt's inmitten des kleinen Gottesackers, daß man beten muß, wenn man's nur von außen sieht.

Er war einmal in einer Domkirche. War ein gar feierlicher Gottesdienst da und sehr schöne Musik; aber beten hat er nicht ein einziges „Vater unser“ können. Die vielen Leute drückten sich und traten einander auf die Füße. — —

Nun ist er am Schulhause. Er bleibt stehen. „Wenn ich ein Maler wäre“, denkt er, „würd' ich's malen. Es giebt selten ein Haus, das so schön liegt, wie dieses, und sicher keines, das mir so lieb ist. Ich würde mir das Bild mitnehmen und es in die neue Stube hängen.“

Dabei fällt ihm ein, wo er in der großen Stadt wohnen wird. „Im dritten Stock eines großen Hauses, — nun ja!“

Er blickt immer wieder auf das reizende Häuschen, und einmal muß er sich mit der Hand über die Stirn wischen. An der Hausthür wendet er sich nach rechts. Er will im Garten einmal nachschauen, ob die Schneeglöckchen schon blühen. Die sind ja noch für ihn! Wenn die Nelken blühen und die Lilien und Rosen, ist er schon weit fort, — in der großen Stadt, um sein Glück zu

machen. — Die Schneeglöckchen blühen schon, und der Wind schwingt ihre lichten Kronen. Wie schön das ist! —

Unvermutet steht er dann an dem kleinen Troge, von dem das Quellchen erzählte. Er blickt nachdenklich auf das blinkende Eis. Ein Stückchen weg davon steht eine alte Weide.

Was die Dämmerung doch thut! Die alte Weide nimmt menschliche Formen an. Just wie ein Zigeunerweib sieht sie aus, das die Zukunft vorhersagen kann. Und — ist's der Nachtwind, oder tönt wirklich von dort herüber, was ihm im Ohre klingt?

„Schlafe, kleines Bächlein, schlafe! Wirst bald wieder fließen und rinnen Tag für Tag. Dann wirst du einen Fremden stehen sehen an deinem Spiegel. Und der andere, den du kennst, ist weit fort. Aber einmal — wie lange ist's hin? — wird dein Wasser rinnen im großen Strom, da wirst du einen Müden am Ufer stehen sehen, den du kennst. Wird abgehetzt sein vom Unglück, ermattet von der Enttäuschung und verraten durch falsche Liebe! Bächlein, wirst du ihm dann noch ein Trostlied singen können aus der Heimat?"

Der Träumer am Wassertrog schrickt jäh zusammen. Er wendet sich um und flieht. Drinnen in seiner Stube sitzt er lange. —

„Warum legte diese Liebe so viel Wintereis auf mein Herz? War's überhaupt Liebe, oder war's nur eine täuschende Erregung? Wenn ich's ändern könnte!"

Er ringt und ringt; dann sagt er:

„Sie hat mein Wort! Ich grabe keine Schandmale!" —

Auf dem Tische liegen drei Briefe, die er erst jetzt bemerkt. — Er öffnet den ersten Brief. Eine bedeutende Zeitschrift hat sein erstes größeres Werk angenommen. Er lächelt kaum. — Er öffnet den zweiten Brief. Die Einberufung nach der Großstadt! Er beginnt heftig zu zittern. — Und nun der dritte Brief. — Er enthält die Absage von ihr.

Ein lauter Schrei, — er sinkt bewußtlos zurück. Auf seinem bleichen Antlitz liegt der Schimmer — der Erlösung. —

* *
*

„Morgen, Herr Eichbaum!“

„Morgen, Jungfer Quelle!“

„Heute gehe ich aber ganz bestimmt hinab, Herr Eichbaum, das dürft Ihr mir nicht übelnehmen! Ich habe etwas Schönes geträumt in der letzten Nacht von gelben Weidenkätzchen und grünen Grasspitzen. Auch Gänseblümchen habe ich gesehen und Schneeglöckchen. Hört Ihr nicht auch, wie die Spatzen lärmen? Das hat was zu bedeuten! Heidi, Herr Eichbaum, — Frühling, Frühling! So macht Ihr jetzt aber auch ein freundliches Gesicht und vergeßt die alten Geschichten, die nicht zu ändern sind. Und nun adieu, Herr —“

„Halt, Jungferchen, ein Weilchen noch, es kommt jemand durch den Wald!“

Der junge Lehrer war's. Er lehnte den Kopf an Eichbaums Stamm, und ein paar helle Tropfen flossen durch die Furchen der Rinde.

„Ich gehe nicht fort von euch, nie, nie! Bei euch ist das Glück, wie könnte ich es da dort draußen finden?“

Dann trat er an die Quelle und ward heiterer.

„Quellchen, kannst mir einen Gefallen thun! Kommst weit hin, auch zur Großstadt! Und hier sind drei Briefe, die ich nicht gebrauchen kann. Möchtest du sie zur Großstadt, aus der sie sind, zurücktragen?"

„O—i—ja—ja,—sehr gern", jauchzte das Quellchen.

Da nahm der junge Lehrer die drei Briefe, zerriß sie und streute die kleinen Stückchen in das Wässerlein. Das sprudelte hell auf und sprang mit den Papierstückchen hinab ins Thal. Durch den alten Eichbaum aber fuhr der Frühlingswind mit mächtigem Brausen.

Der junge Lehrer stand noch lange an demselben Ort. Mit strahlenden Augen schaute er hinab in sein Heimatthal. Und einmal blickte er auch lange den Weg hinauf, der zum Forsthause führt.

Und gerade in diesen Augenblicken war es am mächtigsten in ihm — das Gefühl kommenden Lenzes. — —



Arme Kinder.



Genau gezählt habe ich drei arme Schüler. Das ist viel genug für einen Lehrer, denn arme Kinder lassen sich gar schwer richtig behandeln. Ich habe mir erst heute wieder die Nachmittagslaune durch die Lektüre eines armseligen Geschichtchens verdorben, in dem viel die Rede war von einem Jungen, dem der Herbstwind durch einzelne Stellen seines Anzugs gepfiffen haben soll, der sich die kalten, blauen Finger warm reiben mußte und abends in einem mit Stroh gedeckten Häuslein nur ein Stück Schwarzbrot zum Abendessen vorfand. Dieser Junge sollte „arm" sein und wurde dieserhalb von dem Herrn Autor recht rührend bemitleidet. Der Verfasser hatte bei Abfassung seines Erzeugnisses von dem Kapitel Armut sicher keine blasse Ahnung; ich kann das um so ruhiger und bestimmter behaupten, als ich das Ding, das mich bei der Lektüre heute um die Stimmung brachte, leider vor Jahren selbst geschrieben habe. Ich war damals noch sehr jung, das ist meine einzige Entschuldigung.

Es giebt kaum etwas Unnützeres als die Sentimentalität und sicher kein Gefühl, mit dem so ungeheuer viel Allotria getrieben wird, wie mit dem Mitleide. Wie viel Kraft ist verfault im ersten Keime, weil ungeschicktes, sündhaftes Mitleid das Schicksal hinderte, sie zu wecken;

wie manche Schulter, stark genug, Lasten zu tragen oder doch Lasten tragen zu lernen, hat sich lahm gedrückt an den Krücken, auf die fremde Hilfe sie preßte! Wie weit ist sentimentales Mitleid entfernt von dem Christusideal, der Barmherzigkeit, so weit, wie eben ein armseliger Kitzel eines schwachen Gemütes entfernt sein muß von der hohen, heiligen Tugend einer starken Seele.

Arme Kinder! Es wäre schlimm, wenn jeder Junge, der im Sommer barfuß und im Winter in klappernden Holzpantinen zur Schule kommt, ein armes Kind wäre. Ist der Junge gesund, so wird er im Sommer wie im Winter seine lustigen Sprünge machen, vielleicht höher, wie der „reiche“ Kamerad, der im Juli Strandschuhe und von Mitte Oktober ab Pelzstiefeletten trägt, und es wird dem Jungen jeder andere dumme Gedanke eher kommen, als der, er sei arm. Die meisten Menschen fühlen sich nur deshalb arm, weil es ihnen auf irgend eine Weise plausibel gemacht wird, denn die Armut hängt kaum von etwas so wenig ab wie von dem Nichtbesitze zeitlicher Güter. Verfolgst du zum Beweise des „armen“ Jungen Lebenslauf, so wird er dir bis zur Schulentlassung als ein lustiger Bursche vorkommen, später kannst du ihn als Knecht höchst vergnüglich hinter seinem Pfluge pfeifen hören, und wenn du das Glück hast, Kantor und Küster zu sein, so kannst du ihm, dem glücklichen Bräutigam, das Trauungslied spielen und ihn später einmal und das anderemal mit verlegen-freundlichem Schmunzeln das Taufen bestellen sehen. Ist dieser Mensch arm?

Willst du also arme Kinder zählen, so zähle beileibe nicht ärmliche Kinderkleider; dein Exempel würde dann

ganz und gar nicht stimmen. Und doch giebt es arme Kinder genug. Aus ihrer großen Zahl will ich nur drei Beispiele herausgreifen und möchte diese so aufzählen: 1. Das kranke, 2. das häßliche, 3. das bettelarme Kind.

1. Das kranke Kind.

In meiner Schulstube ist ein Notplatz traurigster Art. Da sitzt in einem Fahrstuhle, gut in weiche Decken gehüllt, ein blasser, etwa zwölfjähriger Knabe, Franz Stiller, der Sohn eines Bauern. Der arme Junge hat so schwache, kranke Beine, daß er nicht einen Schritt zu laufen vermag; sein Oberkörper dagegen ist ganz normal. Hin und wieder hat ein Arzt viel Geld genommen, aber Franz ist in seinem Lehnstuhle sitzen geblieben und wird wohl auch da sitzen bleiben sein Leben lang.

Zu seinem Unglück hat der Junge ein mutiges, heißes Herz. Was leidet er beispielsweise nicht in einer Geschichtsstunde. Ich kann's und darf's nicht hindern, daß ich lebhaft in der Schilderung werde, daß ich Helden zeichne, die durch Mut, Körperkraft und Gewandtheit Großes leisteten. Dann sitzt der Franz mit brennenden Wangen in seinem Fahrstuhl, das Herz schlägt ihm höher, es zucken ihm die Arme, der Oberkörper beugt sich vor, als dränge er heraus aus seinen Decken, und wenn die Stunde vorüber ist, muß die schöne Erregung verfliegen, der arme Junge fühlt, daß er niemals ähnliche Dinge zu leisten im stande ist, obwohl sich sein Herz so sehr nach ihnen sehnt.

Ähnlich ist's in der Freiviertelstunde. Die anderen Jungen laufen, springen, turnen, probieren ihre Kräfte,

und jeder Einzelne fühlt sich als ein Held. Der Franz sitzt in der Sonne und schaut zu. Und doch drängt es auch ihn zur Kraftbethätigung.

Zwei kleine Vorfälle haben mich recht erschüttert. Einmal sah ich einen andern Knaben am Fahrstuhle des Franz stehen und an dessen Hand zerren und reißen. Als ich rasch herantrat, rief mir der Franz mit leuchtenden Augen und vor Freude zitternder Stimme entgegen:

„Ich hab' einen Pfennig in der Hand. Wenn er die Hand aufbringt, bekommt er ihn! Aber er kriegt sie nicht auf! O, ich bin doch stark!" — —

Und ein anderesmal fragte ich ihn, was er sich wohl zu Weihnachten wünsche. Da sagte er:

„Am liebsten möchte ich einen Treibreifen, aber —"

Und er weinte.

Armer Junge! Er ist ein Prometheus im kleinen, hat ein mutiges Herz, voll von Plänen und ungeduldigem Thatendrange, und ist doch gefesselt und den Geiern ausgesetzt, den Geiern der Krankheit.

Wer erbarmt sich des Armen? Die Eltern spenden Liebe nach ihrer Weise und — jammern. Das ist herzlich wenig. Der Knabe wird da nie glücklich werden, weil sein Leiden unheilbar ist. Dennoch muß etwas geschehen, was seine Seele rettet vor der Verbitterung. Es muß, „Schulmeister", hörst du? Zerbrich dir den Kopf und schaff einen Ausweg!

Ich grüble, grüble und überdenke die Lage. Jeder Mensch sucht nach etwas, was sein Leben ausfüllt; findet er dieses, so ist er glücklich, findet er es nicht, so muß er ein großer Philosoph, ein großer Skeptiker oder eine —

große Schlafmütze sein, wenn ihn das nicht niederdrücken soll. Der Franz ist keins von dreien. Er sucht auch etwas, was ihn befriedigt, und seine Sehnsucht geht nach Bethätigung körperlicher Kraft. Das ist eine leicht erklärliche Thatsache, ja, sie ist selbstverständlich. Einmal macht's der Franz wie die Menschen alle, er sehnt sich nach dem, was er nicht haben kann, und zum zweiten lebt er auf dem Lande, wo die körperliche Kraft weitaus als das Wichtigste gilt und diese also dem Jungen als Ideal beständig vorschwebt. Soll aber der Franz je eine innere Befriedigung erlangen, die seinem äußeren Elend annähernd das Gleichgewicht zu halten vermag, so muß er diese auf geistigem Gebiete suchen.

Meine Aufgabe wird es also sein, den Schaffensdrang des Knaben, seine Sehnsucht nach Kraftentfaltung von der körperlichen auf die geistige Seite hinüberzulenken und dann, wenn der Weg angebahnt ist, den Jungen vom Dorfe zu entfernen.

Da giebt es freilich viel genug zu thun. Dem Interesse des Knaben läßt sich nicht plötzlich eine andere Richtung geben, es muß ein Übergang geschaffen werden und zwar ein möglichst angenehmer.

Da kommt mir der Gedanke, dem Knaben ein Schachbrett zu schenken und ihn in die Kunst des Schachspiels einzuführen. Der Erfolg lehrt, daß ich das Richtige getroffen habe. Der Junge spielt mit einer wahren Leidenschaft Schach, vor der Hand freilich nur, weil sich's um ein Kampfspiel handelt und er sich unter jeder Partie eine Schlacht vorstellt, in der jeder Sieg schwer errungen werden muß. Ihm unmerklich verfolge ich aber

meine Ideen. Franz sieht allmählich ein, daß ein guter Gedanke des Spielers wichtiger ist, als die stärkste Figur, und nach und nach lehre ich ihn, daß im richtigen Kriege die vielen tausend Soldaten mit ihren starken Armen und Beinen auch nur solche Figuren sind, die, gut verwendet, gut wirken, daß aber bei weitem wichtiger als sie der Feldherr ist, der alles leitet, und daß dieser dazu keiner großen Körperkraft bedarf, sondern hoher Geistesgaben, ja, daß es berühmte Feldherren gab, die körperlich elend waren. Da lauscht der Knabe hoch auf, und zum erstenmale kommt ihm zum Bewußtsein die unendliche Überlegenheit der Geisteskraft über die robuste Gewalt.

Wie eine heiße Blutwelle schlägt ihm das Glück dieser Erkenntnis in das junge Herz, und überglücklich ruft er in seiner naiven Weise:

„Ach, — ich — will auch so ein kranker Feldherr werden!“

Ich lehre ihn weiter, daß das Heldentum nicht nur auf dem Schlachtfelde zu finden ist, daß es Siege giebt, hohe, holde Siege, die noch schwieriger zu erringen sind als ein Erfolg der Kanonen, und ich gewinne die Seele dieses Kindes, entzünde in ihm Feuereifer für die Geistesarbeit.

Der Franz hat ein herrliches Talent zum Zeichnen und Malen. Ich habe seinem Vater alles zu erklären versucht; er hat nichts von allem verstanden, aber als ich durchaus darauf bestand, der Franz müsse in die Stadt zur Ausbildung, da sagte er:

„So mag er, weil Sie's wollen, denn Sie haben ihn ja sehr lieb."

Sehr lieb habe ich ihn gewiß, er ist ja so arm! Gebe Gott, daß auch der letzte Teil meiner Berechnungen sich als richtig erweist! — —

2. Das auffallend häßliche Kind.

Ich will ehrlich sein: Es geht mir so, wie es wohl allen Männern gehen mag, ich sehe ein hübsches Mädel lieber wie ein häßliches. (Leider bin ich so boshaft, wenigstens in Parenthese zu vermuten, daß bei einem beträchtlichen Teile des schönen Geschlechts oft das Umgekehrte der Fall ist.) Da ich nun aber keine junge Dame bin, so ist also auch mir ein hübsches Gesicht zunächst ein Anwartschaftsbrief auf meine Sympathie. Das ist allerdings ebenso wenig geistreich wie gerecht und läßt sich höchstens mit dem berühmten Schönheitssinne schwach entschuldigen. Glücklicherweise kommt einem, wenn man ein Stück ehrlicher Gesinnung im Herzen trägt, der kühle, wägende Verstand immer bald zurück, und dann wird einem der schöne Empfehlungsbrief meist ungeheuer gleichgültig. So fällt mir das, was mir im Leben zuweilen schwer wird, in der Schule recht leicht.

Ich habe eine außerordentlich häßliche Schülerin, die ich trotzdem oder vielmehr gerade deshalb sehr lieb habe. Charlotte heißt sie und ist die Tochter unseres Oberförsters. An diesem unglücklichen Kinde ist alles schief: die Gestalt, der Kopf, der Mund, die Augen, ja sogar die Finger an den Händen. Das ist keine Übertreibung, die Natur ist eben oft eine entsetzliche Stiefmutter.

Charlotte hat zwei „hübsche“ Schwestern, die beide in einem Pensionate sind; sie selbst soll „nur“ von mir unterrichtet werden. Das „nur“ stammt aus dem holdseligen Munde der Frau Oberförster. Es beleidigte mich seinerzeit gar nicht, denn ich kenne die Pensionatsweisheit und kenne die Frau Oberförster, aber es gab mir doch um Charlottes willen einen Stich durchs Herz. Charlotte ist nicht nur ein Stiefkind der Natur, sondern auch ein Stiefkind ihrer eigenen Mutter, sie wird zurückgesetzt, überall zurückgesetzt, weil sie häßlich ist.

Unglückselige Mutter, wie soll ich dich nennen? Eigentlich gelüstet mich's, dich bodenlos schlecht zu heißen; aber ich will Nachsicht üben mit deiner grenzenlosen Eitelkeit und dich nur für außergewöhnlich dumm halten.

Noch heute bin ich empört, wenn ich des letzten Weihnachtsabends gedenke. Ich war bei Oberförsters zur Einbescherung. Die beiden Pensionatsdämchen wurden so reichlich beschenkt, daß ich mich jetzt nicht mehr wundere, warum der Oberförster immer so verhältnismäßig schäbig einhergeht. Es geht alles drauf auf äußeren Tand für die Frau und die zwei Töchter. Und Charlotte?

Ihr Weihnachtstischchen nahm sich gegen die schwer beladenen Tafeln der Schwestern aus, als sei da dem Gänsemädel einbeschert. Ein paar praktische Dinge und sonst nichts, kein Luxusgegenstand, keine von den reizenden tausend Überflüssigkeiten, die nun einmal ein Kinderherz so entzücken.

Sie stand bei dem Flanellstoffe, der zu dem unbedingt notwendigen Kleide gehörte, und zupfte mit der

Hand daran, sie besah auch die Winterschuhe, die sie brauchte, und die unentbehrliche Capote, aber es flog kein Schimmer der Freude über ihr Gesicht. Nur als Mama, die ewig lange bei den anderen Mädchen stand, sie nebenher fragte, ob sie sich freue, lächelte sie gehorsam und sagte:

„Ja, Mama, sehr!“

Das war eine Lüge, mein Kind, aber Gott wird sie eine andere büßen lassen — deine Mutter!

Ich war damals verlobt und hatte am Nachmittage für meine Braut ein kleines, goldenes Herz gekauft, wie es die Damen am Halse zu tragen pflegen. Das hatte ich zum Glück bei mir. Mit einem raschen Entschlusse griff ich in die Tasche.

„Da, Charlotte, das Christkind schickt dir auch durch mich etwas, ein kleines, goldenes Herz, weil du selbst ein Herzchen hast, so gut wie Gold, und weil ich dich sehr lieb habe.“

Da ging ein Zittern über die Gestalt des häßlichen Kindes. Dann schlang es mit einem Freudenrufe die Arme um mich und weinte, weinte vor Schmerz und vor Freude. Die Frau Oberförster gab mir einen grimmen Blick. Den hielt ich standhaft aus.

Ein paar Tage darauf eine ähnliche Scene. Ein Forstrat war zur Revision gekommen und nach derselben im Hause des Oberförsters eingekehrt. Warum man mich zu dem Mahle hinzuzog, weiß ich nicht, genug, ich war dabei. Die beiden Pensionsdämchen paradierten in neuen Kleidern. Ich hielt dieselben für gänzlich geschmacklos, was allerdings nicht viel zu sagen hat. Schlimmer

war schon, daß die beiden Dämchen auch auf andere Weise dem Herrn Forstrat zu imponieren versuchten. Sie quasselten in einem sündhaften Französisch noch sündhafteren Unsinn. Der Forstrat war galant und lächelte bloß. Nach der Tafel sagte er zur Hausfrau:

„Ich glaubte gehört zu haben, Sie hätten drei Töchter.“

Charlotte war „natürlich“ nicht mit an der Tafel. Nun wurde aber doch die Frau Oberförster recht verlegen und stotterte, ganz im Gegensatze zu ihrem sonstigen Redeflusse:

„Ja — allerdings — das Kind — es ist — nicht da.“

Da hielt ich mich nicht länger.

„Charlotte, die Jüngste, ist meine Schülerin, Herr Forstrat. Sie arbeitet drüben einen Aufsatz. — Darf ich sie holen, Frau Oberförster?“

Ein wütender Blick, dann lächelte sie wie die Güte selbst.

„Wenn Sie so gütig sein wollen, Herr Lehrer.“

Ich war so gütig und ging, ging sogar sehr schnell, um nicht Ohrenzeuge der ekelhaften Scene sein zu müssen, wie sich die Frau Oberförster bei dem Forstrate des unglücklichen Kindes halber entschuldigte, gleich als habe sie ein Verbrechen einzugestehen.

Der Forstrat war ein vernünftiger Mensch. Er schlang einen Arm um Charlotte, streichelte sie und plauderte mit ihr. Die Augen des Kindes leuchteten, und die Frau Oberförster atmete tief auf. Ich aber ging tief empört nach Hause.

Ruhelos durchmaß ich meine Stube. Das Lebensschicksal meiner Schülerin stand mir vor Augen. Wie arm ist dieses Kind! Das, was als ein schweres Unglück sie in der ersten Stunde ihres Seins betroffen, wird man sie ihr Leben lang fühlen lassen, als sei es eine ächtende Schuld.

Mit den Jahren wird ihr Liebebedürfnis zunehmen. Es werden Freier ins Haus kommen, ihre Schwestern werden geliebt, bewundert werden, sie werden glänzen und jauchzen und singen, und sie wird von weitem diesem Glücke zuschauen müssen.

Zuweilen wird man sie zu den Festlichkeiten hinzuziehen, und gerade das werden ihre bittersten Stunden sein. Eine Unglückliche ist scharfsinnig. Sie sieht das leise Erschrecken, das bei der ersten Begegnung dem Fremden über das Gesicht zuckt, sie hört den gezwungenen Ton in der Unterhaltung, und sie fühlt's, auch wenn sie ganz bescheiden ist, doch recht weh im jungen Herzen, wenn sie bei Spiel und Tanz immer, immer die letzte ist, vielleicht gar nur als unabwendbares Übel geduldet wird.

Keine Kinderseligkeit, keine Liebe, kein Eheglück, keine Mutterschaft, was ist da das Weib!

Sei barmherzig, „Schulmeister“, du hast nicht viel, aber was du hast, weihe diesem armen Kinde!

Weißt du den Weg? Liebe das Kind, liebe es so sehr, daß es an deine Liebe glaubt! Ein Mensch, der nur einmal im Leben Liebe empfand, kann nicht ganz verbittern. Und dann sorge, daß ihre Seele schön bleibt

und noch schöner werde! Es giebt kein Bewußtsein der eigenen Seelenschönheit, aber es giebt ein süßes, heiliges Ahnen derselben. Das ist der Friede!

Und übe die Barmherzigkeit dieses Kindes! Wenn sich dankbare Lippen auf die Hände dieser Armen neigen, dann wird in diesem Augenblicke ihre Armut aufhören, sie wird reich sein.

3. Das bettelarme Kind.

Karl hat weder Vater noch Mutter. Die Mutter ist bald nach seiner Geburt gestorben, und der Vater —. Es ist sehr schlimm, wenn ein Kind keinen völlig ehrlichen Namen hat. Wie oft muß es erröten, deshalb erröten, weil es auf der Welt ist.

Doch das ist nicht alles. Karl ist der Enkel der Betteltrine. Die Betteltrine wohnt in einer Art Ruine am Ende des Dorfes, und sie selbst ist auch eine Ruine, alt, gebrechlich, häßlich und unnütz wie das alte Haus.

Die Betteltrine hat ihr Leben lang kein erfreuliches Dasein geführt. Verarmt, verliedert, verstohlen, saß sie oft und lange im Gefängnisse. Von jeher ist sie der Gemeinde zur Last gefallen, vollends, seitdem sie ihrer gekrümmten Finger wegen nicht mehr arbeiten kann. Da ist sie denn schon vor vielen Jahren, lange ehe ich ins Dorf kam, mit ihrem Kinde im Dorfe herumgezogen. In einem schmutzigen Lappen trug sie den noch schmutzigeren Säugling und ging betteln von Hof zu Hof. Die Bauern gaben ihr ein Geschenk, verhöhnten sie gelegentlich oder drohten ihr manchmal mit den Hunden, je nachdem. Am häßlichsten benahm sich der

Teichbauer, und doch — —. Es giebt viele Sünden auf der Welt!

Die Tochter der Betteltrine wuchs auf, und sie wurde die Mutter meines jetzigen Schülers Karl. Dann starb sie.

Der Karl ist ein jämmerlicher Junge. Die Lumpen hängen ihm im höchsten Grade liederlich um den Leib, und sie stehen ihm außerordentlich schlecht, eben weil er so in sie hineinzupassen scheint. Es giebt Leute, die in Lumpen eine eigentümliche Schönheit verkörpern. Hier aber eine abgemagerte, häßliche Gestalt, ein scheues, gedrücktes Wesen, das sich unsagbar schwach fühlt und dem der Instinkt von seiner Menschenwürde nichts zuraunt. Er steht immer abseits, meist mit geneigtem Kopfe, so, als wenn er ein böses Gewissen hätte. Die anderen Kinder verachten ihn, und er findet diese Verachtung als etwas ganz Selbstverständliches, als etwas, das ihn leider, leider gar nicht kränkt, sondern ihn nur scheu beiseite drückt in die Ecke.

So wie er sich von allen alles gefallen läßt, so bettelt er alle an. Um alles Mögliche bettelt er. Wird ihm seine Bitte nicht gewährt, so bettelt er um etwas anderes. Ja, er läßt sich für eine Gabe von den anderen Knaben hänseln, stoßen, schlagen, mißhandeln. Und das ist eigentlich alles ganz selbstverständlich. Ich versetze mich oft — jeder Lehrer muß das — geistig in die Lage meiner Schüler, auch in die Lage des Karl, und da finde ich denn, daß ich unter seinen Lebensverhältnissen genau so kläglich im Winkel stehen würde wie er. Ich gebrauche diese Übung nicht als Mittel gegen meinen

Hochmut, der nicht übrig groß ist, sondern damit ich in den Stand gesetzt bin, den Karl richtig zu beurteilen und zu behandeln.

Der arme Junge thut mir unendlich leid, nicht so sehr deshalb, weil er oft das Notwendige entbehren muß, sondern vielmehr, weil das Bewußtsein der Menschenwürde, das instinktiv sonst in jedem Menschen wohnt, in ihm ertötet ist. Seine Seele hat gewissermaßen ein gebrochenes Rückgrat, sie kann nie eine stramme Haltung annehmen, eine Kraftleistung des Willens ist ihr unmöglich, sie sinkt in sich zusammen.

Ein Recept, „Schulmeister", helfen mußt du oder mußt es wenigstens ehrlich versuchen!

Ich habe ein paar Psychologieen durchstöbert und nachgeschlagen, was für Mittel von den hochweisen Herren zur Stärkung des Selbstbewußtseins empfohlen werden. Ich habe mich gefreut, daß die Leute einen so hübschen Stil schreiben. Dann habe ich folgendes Recept für den Karl selbst „komponiert", wie die Ärzte sagen!

Nummero 1, täglich Hiebe, und zwar allen denjenigen, die den Karl stoßen, schlagen, hänseln, ihn vom Spiel ausschließen oder ihm etwas schenken. Eine Schnitte bekommt er von mir.

Sodann bekommt der Karl durch vier Wochen die Verwaltung des niedrigsten Ehrenpostens, nämlich des Aufhebens von Papier, Brot, Obstresten und dergleichen im Schulzimmer. Nach vier Wochen avanciert er zum Tinteeinfüller.

Diese Mittel werden anfangs gar nichts nutzen. Eine Wirkung wird sich erst dann zeigen, wenn der Karl, wie ich sicher hoffe, auf mich böse wird, weil er meint, die Übertragung des Postens sei Hohn. Denn dann fängt seine Seele an zu reagieren, sie reagiert auf Hohn. Wie glücklich werde ich sein über dieses leise Aufsträuben. Ich will mir's zu nutze machen, will's beileibe nicht durch zu große Freundlichkeit unterdrücken.

Nach und nach wird der Karl fühlen, daß ich ihm wohlwill. Dann wird seine Stimmung umschlagen, und die zweite, bessere Reaktion wird eintreten, — die geheime Freude über seine Bevorzugung. Ich vermute auch jetzt noch gar nicht, daß er seine Sache besonders eifrig betreiben wird, das wird er erst, wenn die nächsthöhere Stufe erklommen ist, wenn nämlich der Wunsch eintritt, sich die Bevorzugung zu erhalten. Damit beginnt persönliches Streben.

Ich werde, sobald sich dieser Wunsch deutlich bethätigt, wieder ein Avancement eintreten lassen; Karl wird die Schreibhefte austeilen. Das ist schon ein ziemlich hohes Amt, und wenn wir erst soweit sind, ist vieles gut, wenn auch wegen des dienenden Charakters der Stellung noch kein großes Selbstbewußtsein vorhanden sein wird. Aber, das weiß ich, von diesem Augenblicke an wird der Karl von seinen Mitschülern nicht mehr verachtet. Von jetzt an geht es schneller vorwärts.

Die nächste Stufe wird die kräftigste sein. Ich werde den Karl beauftragen, mir ein Glas Wasser zu holen und dieses Wasser vor den übrigen Kindern austrinken. Das wird mir persönlich etwas schwer fallen,

da ich sehr leicht von Ekel erfaßt werde, aber ich trinke das Wasser und zwar jeden Tag ein Glas aus Karls Händen. Das wird ihn rehabilitieren, und ich bin überzeugt, daß diese kräftige Stufe ihm der Ansporn sein wird, sich, wenigstens was Gesicht und Hände anbelangt, vom Schmutze zu emancipieren. Sogar der Großmutter gegenüber! Wenn das aber erst erreicht ist, dann hat der Karl den Beweis seiner erwachten Willenskraft erbracht, und dann will ich mein „Gratias“ sagen, denn Karl ist gerettet.

Es bleibt dann noch die schwere Arbeit, ihn von der Großmutter zu befreien. Ins Waisenhaus will ich ihn nicht schaffen lassen. Aus Egoismus! Er ist mir ein zu interessanter Schüler. Aber von der Großmutter muß er loskommen.

Ein Umstand kommt mir zu gute. Der Teichbauer fürchtet sich schrecklich vor dem Tode und soll bei jedem Gewitter die größte Angst ausstehen. Darauf baue ich meinen etwas abenteuerlichen, aber hoffentlich nützlichen Plan. Der Teichbauer begegnet mir nicht gern und mag mich nicht ansehen. Einmal sagte er mir: „Sie sehen einen immer so an, als ob man Ihnen was gestohlen hätte. Man könnte sich vor Ihren Augen fürchten.“

Das ist ganz gut. Der liebe Gott schickt schon einmal ein recht kräftiges Gewitter. Dann will ich den Teichbauer aufsuchen und mit ihm reden.

Sollte er aber doch hart bleiben, nun, so kann ich ja schließlich den Jungen auch brauchen, d. h. brauchen kann ich ihn gar nicht, aber mit 900 Mark Jahreseinnahme läßt sich allerlei ausrichten.

* * *

Arme Kinder! Ich habe ihrer nur drei, und doch möchte ich manchmal zagen, weil ich meine, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein.

Mit Schmerz und doch auch mit wehmütiger Achtung denke ich an Euch, Ihr starkmütigen Kämpfer, die Ihr ein schlimmeres Ringen habt als ich im gesunden Dörflein. Ich sehe Euch stehen, umgeben vom Kot der Verworfenheit und den Wurm bekämpfen, der am Baume der Menschheit frißt, der an den Wurzeln nagt und im Stamme bohrt, und der seinen Giftzahn auch steckt nach den zarten Zweiglein. O, Ihr Brüder, Ihr habt die ärmsten von allen armen Kindern —, die zur Untugend früh und schwer versuchten! O laßt Euch nicht schrecken von dem Gifthauch der Atmosphäre, die Euch entgegenschlägt, wenn Ihr geht, um den Armen die heilige Gabe Eures Beistands zu leihen. Legt allen Ekel ab, Ekel ist eine Schwachheit; ja, laßt Euch hassen, verspotten, verkennen, mit Undank lohnen, aber werdet nur nicht müde! Ich weiß wohl: Wer die Winzigkeit seiner Kraft erkennen will, der stelle sich in einen solchen Kampf; ich weiß, daß unsere Waffen: Gebet, Unterricht, Ermahnung, Bitten, Drohung, Strafe gerade auf dem sumpfigen Schlachtfelde des tiefsten socialen Elends am öftesten versagen; aber ich weiß auch, daß nichts unversucht bleiben darf, daß mancher noch gesiegt hat, auch wenn alles verloren schien.

Denkt an die Krone, Ihr lieben Kämpfer! — —



Schicksal.

(Zwei kleine Geschichten.)



I. Verschlagen.

„ . . . Schließlich leiden Sie noch an Nikotinvergiftung“, schloß der Professor und Specialarzt für Herzleiden seine Diagnose. „Sie sind starker Raucher?“

Der Patient nickte.

„Ja, mein Lieber, das ist Ihr Totengräber. Ihre Herzfunktionen sind so gestört, daß —“

„Herr Professor, das Rauchen ist mein einziges Vergnügen“, wandte der Kranke ein.

„Nutzt nichts! Wenn Sie's nicht gänzlich einstellen, sind Sie übers Jahr ein toter Mann.“

Der Patient seufzte, und der Professor schrieb ein Recept.

„So, sprechen Sie mal wieder vor. Macht 10 Mk.! Wo wohnen Sie denn, Herr Herter?“.

„In . . . . . n!“

„Wo liegt das?“

„Bei X!“

„Und wo liegt das?“

„An der russischen Grenze!“

„Herrgott, so 'ne Gegend! Und Lehrer sind Sie?“

„Jawohl, Herr Professor.“

„Hm, hm. Sagen wir also 8 Mk.“

„Bitte, Herr Professor, hier sind 10 Mk.“

„Wie Sie wollen! Adieu!“

Auf der Straße blieb Herter tief in Gedanken stehen mitten auf dem Fahrdamm. Er achtete gar nicht auf den Wagenverkehr.

„Heda! Heda! Wollen Sie wohl ausweichen, Mensch!“

Er konnte gerade noch auf die Seite springen und hörte noch, wie der Droschkenkutscher über den „dämlichen Bauern“ fluchte; dann kam er schon wieder durch einen heransausenden elektrischen Wagen in Gefahr. Das Publikum lachte, und Herter hastete eilig fort, bis er in eine stille Nebenstraße einbog.

Vor einem „Schaufenster“ blieb er stehen. Es waren freilich nur einige Eier und Stücklein Käse darin ausgestellt; aber er sah's gar nicht. Er dachte bloß immerfort daran, daß ihm der Professor das Rauchen verboten hatte. Dann fiel ihm ein Kursusgenosse ein, der hier in der Großstadt angestellt war.

„Wissen Sie vielleicht, wo der Lehrer Müller wohnt?“ fragte er einen Vorübergehenden.

„Müller?“ lachte der Angeredete. „Ich kenne ca. 4 bis 5 Dutzend Menschen dieses seltenen Namens, aber ein Lehrer ist nicht dabei. Sehn Sie doch 'mal im Adreßbuche nach.“

„Adreßbuch! Wo?“

„Na überall, z. B. in dem Cigarrenladen da drüben. Sie sind wohl 'n bißchen stark vom Lande, was?“

Herter wurde dunkelrot.

„Entschuldigen Sie; ich war so sehr in Gedanken.“ —

Im Cigarrenladen erfuhr er aus dem Adreßbuche die gewünschte Adresse.

„Was sonst noch gefällig?“ fragte der Verkäufer.

Herter sah ihn groß an.

„Ja, wegen des Adreßbuches allein, — Sie werden doch was kaufen?“

„Aber ich darf ja gar nicht rauchen.“

„Zum Geier, was kommen Sie denn da in ein Cigarrengeschäft? Hier ist doch kein Auskunftsbureau.“

Herter war in tödlicher Verlegenheit.

„Bitte — dann — 1 Dutzend —.“

Und er schob die Cigarren in die Brusttasche.

Wie träumend trat er auf die Straße zurück. Erst dachte er gar nichts, dann fiel ihm der Müller wieder ein.

Hat ein fabelhaftes Glück gehabt, der Mensch. Ein großes Kirchenlicht war er im Seminar nicht; die Aufsätze und mathematischen Aufgaben schrieb er in rührender Treue sämtlich von Herter ab. Ist aber doch in die Großstadt gekommen. Und dann seine Heirat! Seine Frau soll ihm ja ein riesiges Vermögen eingebracht haben. Wie's eben ist! Der Müller ist ein großer, breitschulteriger Mensch, hat lustige braune Augen und einen kohlschwarzen Schnurrbart, kann famos tanzen, verfügt über etliche Mandeln irgendwo aufgelesener Witze, Anekdoten und artiger Redensarten, kann abwechselnd übermütig und sentimental sein und hat also alle Eigenschaften, die zu dem Idealbilde der meisten jungen Damen gehören.

Zwei Äußerungen von Müller fallen dem einsam Dahinschreitenden ein. „Weißt du, Herter“, sagte er

einmal, „wenn ich mit krampfhafter Mühe deinen Aufsatz zehnmal verwässert habe und ihn abschreibe, dann habe ich immer noch Angst, daß mir der Seminarlehrer sagt: „Müller, das haben Sie nicht allein gemacht!“ Und eine zweite beim Abgange: „Herter, wenn du mal irgendwo Schulinspektor bist und ich in deinem Bezirk in einem Krähwinkel zweiter Lehrer, dann hab' 'n bißchen Nachsicht mit mir.“

Das war vor fast 30 Jahren. Und nun? Müller ist jetzt ein wohlhabender Mann, angestellt in der Metropole der Provinz, und er? In . . . . . n bei X an der russischen Grenze, „Herrgott, in so 'ner Gegend“, wie der Professor sagte.

An einem großen Schaufenster mit Spiegelscheiben blieb Herter abermals stehen. Schier höhnisch betrachtete er sein Spiegelbild. Der Hut alt, am Rande abgegriffen und durchschwitzt, die Wäsche zerdrückt, kaum sauber, der Überzieher fadenscheinig, abgetragen, viel zu weit für die magere Gestalt. Und das Gesicht?

Der verwilderte Bart wäre zu vergessen, auch die unschönen Linien und Ecken; aber das Auge ist tot, es liegt nichts darin von dem Sonnenblicke eines Geistesfrühlings, kaum, daß ein verlorener Funke glimmt unter der grauen Asche. Dieses Gesicht hat längst nicht mehr warm geglänzt im Strahle eines begeisterten Gedankens, diese Stirn hat kein tieferes Denken gebleicht, um diesen Mund hat keine bessere Leidenschaft ihre Male gezogen, die Physiognomie bietet nichts Erfreuliches. Der gute Psychologe kaum würde bei seinem Anblicke auf erstorbene edle Keime des Geistes schließen.

Der Einsame im Großstadtgewühl schlägt die Hände vors Gesicht, wie von plötzlicher Qual erfaßt. Dann wankt er weiter, müde, langsam.

Erst spät fällt ihm ein, daß er den Bekannten besuchen wollte. Da wird er inne, daß er die Adresse bereits wieder vergessen hat. Das betrübt ihn aber nicht; er würde doch nicht hingegangen sein.

Wohl weiß er sich frei von Neid, aber bei dem Anblicke fremden Glückes würde ihm sein Unglück zu hart erscheinen, und bei dem Gedanken an das Einst, an die Ideale, die Hoffnungen, mit denen der Freund und er ins Leben zogen, würde der Hohn des Schicksals seine Seele vollends zerfressen.

Ehe er's gedacht, ist er auf dem Bahnhofe. Eben hält ein Zug da, und er steigt ein. In einem Winkel findet er Platz. Um ihn herum ein unbeschreibliches Gemisch von Tabaksqualm und Knoblauchsgeruch und Ausdünstungen längst nicht mehr benützter Sonntagskleider. Er weiß das, und doch widert es ihn kaum an. Ein trauriges Zeichen!

Monoton laufen und rasseln die Wagenräder auf den Schienen; Herter sitzt in seiner Wagenecke und denkt an sich selbst. Ein Bild fällt ihm ein von einem Feldherrn, der auszog, die ganze Welt zu erobern, und schiffbrüchig auf eine einsame Insel verschlagen ward. Da ist er verschmachtet, nicht so sehr aus leiblichem Hunger und Durst als vielmehr aus ungestillter Sehnsucht nach großen Thaten. Es deuchte ihm, er sei dem armen Verschlagenen ähnlich.

Was hat er für Hoffnungen gehegt, und wie viele derselben hätten sich nicht auch wirklich erfüllen können! Da, eine thörichte, unüberlegte, unreife Bemerkung politischer Natur, und er wanderte ins Exil für immer. Wie er auch seinen Fehler gebüßt hat, was er auch gethan hat, der Verbannung zu entrinnen, — umsonst.

Dann hat er seiner trostlosen Lage ein ideales Licht verleihen wollen, er hat sich eingeredet mit heißem Bemühen, ein Pionier der Kultur sein zu wollen am letzten und schwersten Posten, aber als er dem Undank und der Roheit erlag, da warf er bitter lachend das höchste Gut seines Herzens, seinen Idealismus, von sich, damals für immer.

Als er dann ein Weib nahm, sprach seine Seele nicht mit. Der Körper verlangte nach etwas Liebe, nach ein wenig Pflege. Das Weib hat sein Unheil vermehrt. Sie hat ihm Kinder gegeben, die sind gestorben. Kaum zu seinem Schmerze! Sie hat keine Spur von Verständnis seiner seelischen Bedürfnisse gezeigt, sie hat sich geistig nicht heben lassen, sondern ihn zur Verdummung hinabgezogen.

Sein freudloses, friedloses Heim! Ihm graut, wenn er daran denkt.

Ein einziges Vergnügen hatte er bisher — das Rauchen. Da brauchte man keinen zweiten dazu, nicht die ungenießbare Gesellschaft der Dorfkneipe, nicht das interesselose Weib, niemand. Er rauchte, rauchte, bis die Adern ihm schwollen, eine nervöse Aufregung ihn befiel und er endlich erhitzten Gesichts in ein stumpfes Träumen verfiel. Das war bisher sein einziger Genuß.

Und nun?

„Wenn Sie das Rauchen nicht gänzlich einstellen, sind Sie übers Jahr ein toter Mann“, hatte der Professor gesagt.

Herter stiert vor sich hin. Ein toter Mann! Wäre das nicht Erlösung?

Plötzlich fällt ihm ein, daß er vergessen habe, das Recept des Professors einem Apotheker zu übergeben. Bei ihm zu Hause aber ist meilenweit keine Apotheke. Wieder sinnt er. Will er gesund werden? Muß er es? Kann man verlangen, daß er dem einzigen Vergnügen entsage, das ihm das grausame Schicksal ließ, nur um ein so freudloses, unnützes Leben weiterzufristen?

Krampfhaft faßt er mit der Hand nach der Brust. Ein leises, verführerisches Knistern. Der Cigarrenbeutel!

Herter beginnt zu zittern, eine dunkle Röte steigt ihm ins Gesicht, alle Fibern des Körpers lechzen nach dem gewohnten Genusse.

Da — ein Griff nach der Tasche, das Aufflammen eines Zündholzes, — Herter raucht.

Hin saust der Zug in rasender Eile, als könne er den Unglücklichen nicht schnell genug zurückbringen nach dem Orte, wo er seine Ideale, sein Glück und seine Kraft verlor.

Der aber sitzt und raucht und raucht. Und übers Jahr? — —



II. Der Philister.

Wenn einer die Aufnahmeprüfung ins Seminar bestanden hat, rennt er wohl mit hochrotem Gesicht und blitzenden Augen durch die Straßen der Stadt, rempelt hier einen an, jetzt dort mit einem kühnen Sprunge über den Rinnstein, geht zur Abwechselung einmal zehn Schritt im Galopp, schreit allen Bekannten, die ihm begegnen, im kurzen, selbstbewußten Stile der Siegestelegramme ein paar abgerissene Bemerkungen über das glücklich verlaufene Examen zu und giebt durch sein ganzes Gebaren die Größe seines Glücksgefühls zu erkennen.

Wenn derselbe später die Rektoratsprüfung glücklich erledigt hat, geht er bedeutend ruhiger nach Hause. Er ist älter geworden, der übersprudelnde Sanguinismus der ersten Jugend ist verraucht. Aber auch jetzt noch ist der Erfolg der Wecker der Freude. Die schwarzgekleidete Gestalt reckt sich unwillkürlich höher, ein feines Rot bedeckt die Wangen, ein eigener Glanz liegt in den Augen, und auch der Gang ist schneller, elastischer als gewöhnlich.

Genau so kam vor Jahren einer aus dem Prüfungssaale. War ein hübscher, hochgewachsener Mann und mochte die Dreißig bereits überschritten haben. Bekannte begegneten ihm auf der Straße nicht; er war fremd am Orte. So fand er auch nicht eben die nächsten Wege zum Postamte, nach dem er strebte.

Unterwegs überdachte er sein Leben. Er war schon als Kind ein recht stiller Knabe gewesen. Der Vater war zeitig gestorben, und sein Tod hatte die Mutter zu

einer stillen Frau gemacht. Sie lebte nur ihrem Leid und ihrer Liebe, und ihr Sohn teilte getreulich beides. Haben auch den Kummer der Studienjahre geteilt, denn es fiel beiden schwer, ihm das Lernen und ihr der Unterhalt. Aber weil sie beide treu waren, blieb der Segen nicht aus.

Musterschüler werden sich immer mehr der Anerkennung ihrer Lehrer als der Sympathieen ihrer Mitschüler erfreuen, und Ernst war, was sein Betragen anbelangte, stets ein Musterschüler gewesen. Während seine Kameraden spazieren gingen, in entfernter Dorfkneipe sich mit studentischer Wichtigkeit „ein Stück vorkamen" oder mit Kennermiene in das Gras entlegener Feldraine die Asche ihrer Cigarren abstreiften, saß Ernst bei der Mutter daheim. Er war nie „ganz fertig", plauderte aber doch mit der Mutter, beriet mit ihr den kleinen Haushalt und hielt die Wolle zum Anstricken der nächsten Socken.

Die Mutter war immer so gerührt über den Sohn. Den Kameraden aber „imponierte" Ernst nicht, und einer, der in besonderem Ansehen stand, weil er von einem verwandten Studenten das „Salamanderreiben" gelernt hatte, schalt ihn einmal einen „Philister". Der „Philister" blieb er, und so sanftmütig Ernst sonst war, so sehr ärgerte ihn merkwürdigerweise dieser Name.

Später im Amte blieb er seiner Lebensweise treu. Seine Mutter wohnte bei ihm, und sie bildete auch fast seinen einzigen Verkehr. Das Biertrinken und Cigarrenrauchen vermied er gänzlich. Die Kollegen nannten ihn erst einen „komischen Kauz", dann einen „Geizhals", und

als man nach und nach einsah, daß man ihm mit diesen Bezeichnungen unrecht thue, glaubte einer auf das Richtige verfallen zu sein und sagte: „Er ist einfach ein Philister“.

Damit war er gesellschaftlich so ziemlich abgethan, und er konnte sich darüber kaum beschweren. Am meisten lustig machten sich über ihn die jungen Damen, nachdem sie sich lange genug weidlich über den „Stockfisch“ geärgert hatten. Das ertrug er denn mit männlicher Würde. Aufmerksamer wurde er schon, als ihm eine einflußreiche Person der Stadt, in der er amtierte, sagte: „Der Herr Rektor wird bei seinem hohen Alter kaum mehr lange im Amte bleiben. Sie stehen vor dem Examen und werden es sicher bestehen. Man schätzt Sie wegen ihres Eifers; Sie kämen bei einer Besetzung des Rektorates sicher in Frage. Nur etwas gesellschaftlicher müßten Sie sein, nehmen Sie mir den gutgemeinten Rat nicht übel. Man verlangt so etwas von einem Manne in leitender Stellung. So heiraten Sie doch endlich einmal!“

Dabei war Ernst feuerrot geworden. Er bekam das Gruseln, wenn er an junge Damen dachte, und hätte um alles in der Welt keiner eine Schmeichelei sagen können.

Ausgenommen — eine.

Das war auch so eine stille Seele. Er hatte sie nur einigemale gesehen. Aber einmal hatte sie ihm die Hand gedrückt, ihn mit feuchtem Blicke angeschaut und gesagt: „Sie sind so gut zu Ihrer Mutter!“ Seitdem liebte er sie. Wenn er's ihr nur sagen könnte! Sie würden jetzt glücklich sein können zusammen, seine Mutter und sie und er. Aber er kann es ihr nicht sagen; er ist ja

ein Philister. Wie ein Stich geht ihm der Name durchs Herz. Da kommt es wie plötzlicher Mut über ihn, ein Entschluß steigt in ihm auf, und höher hebt sich das Haupt und rascher eilen die Füße. Er will kühn sein, will nicht nur seiner Mutter, sondern auch ihr den glücklichen Verlauf des Examens telegraphisch anzeigen. Mag's schicklich sein oder nicht, sie soll aus der kurzen Nachricht seine Liebe lesen.

Auf dem Postamte trifft er mehrere Prüfungsgenossen, auch seinen Kursusfreund Fritz vom Seminar. Der schreibt eben die zwölfte Postkarte. Wie er fidel ist, immer fidel und hat doch schon fünf kleine Kinder zu Hause. Wer ein Teilchen des glücklichen Temperamentes hätte!

Vor den Depeschenformularen, die an der Wand hängen, bleibt Ernst unentschlossen stehen. Dann reißt er doch mit raschem Griff zwei Formulare von der Wand. Die Depesche an seine Mutter ist bald formuliert. Aber die andere! Er sinnt, sinnt und dann schreibt er. Wie er's aber liest, wird er dunkelrot, ein nervöses Zittern läuft über seinen Körper, und dann — reißt er langsam die Depesche mitten entzwei. — —

Er giebt das Telegramm an seine Mutter auf, dann wendet er sich um voll ohnmächtigen Zornes gegen sich selbst. Vor ihm steht Fritz, sein Kursusgenosse. Erst hört er gar nicht, was der ihm sagt; dann wird es ihm klar. Zu einer gemeinschaftlichen Biertafel soll er heute abend kommen.

„Ach, weißt du, Fritz", stottert er, „ich vertrage doch kein Bier, — weißt du, meine Konstitution und dann morgen früh zeitig —"

„Schnickschnack! Ich gebe ja zu, daß du im Seminar ein wahres Monstrum von Solidität gewesen bist, weißt ja, du warst unser Philister. Aber heute dich von einem kleinen Festknipp auszuschließen —“

„Ich komme! Wann geht's los?“

„Um 8 Uhr. Freut mich! Auf Wiedersehen!“

Sie trennen sich. Gedankenvoll geht Ernst nach seinem Absteigequartier draußen in der Vorstadt. Er ist gedrückt, tief unzufrieden mit sich selbst. Aber es soll anders werden, er will sich ermannen, ihr zuliebe.

Auf der Flußbrücke, die er passieren muß, bleibt er ein Weilchen stehen und schaut dem geschäftigen Treiben der Schiffer zu. Dabei zerstreut er sich und kommt in bessere Stimmung. —

Pünktlich, wie er ist, tritt er abends Schlag 8 Uhr in das bestimmte Lokal. Es ist noch niemand da, er ist der Erste. Das wundert ihn. Erst gegen 10 Uhr sind alle versammelt.

Die Stimmung aber ist von Anfang an eine animierte. Das Examen mit seinen hundert Zufälligkeiten wird noch einmal durchsprochen. Witze fallen, alles ist in bester Laune. Auch Ernst ist sehr angeregt und nimmt lebhaft an der Unterhaltung teil. Er hat sich sogar bereden lassen, ausnahmsweise eine Cigarre zu rauchen. Das Bier freilich schmeckt ihm nicht, obgleich es die anderen über die Maßen loben. Aber man stößt an, toastet, und da heißt es mittrinken.

Schon nach dem zweiten Glase wird ihm ganz sonderbar. Da man aber gerade daran ist, den Lehrerstand hochleben zu lassen, will er auf keinen Fall zurückstehen.

Und er bestellt ein drittes Glas. Mit vieler Mühe trinkt er es langsam aus, dann will er gehen. Aber da erhebt sich ein lebhafter Protest von allen Seiten, und sein Seminarfreund Fritz ruft:

„I, das wäre noch schöner, jetzt, wo es erst gemütlich wird, fortzulaufen. Hast leider kein Weib, auf dessen Wohl wir mal anstoßen können, auch keine offizielle Braut. Aber eine heimliche Liebe — — großartig, seht doch, wie er rot wird, wie 'n Backfisch! Prosit, prosit Ernsts heimlicher Liebe!"

Helles Lachen, noch helleres Gläserklingen; Ernst aber ergreift ein volles Glas und trinkt und trinkt, bis ihm schier die Augen aus dem Kopfe quellen und — bis das Glas leer ist.

„Bravo, bravo!" klatschen die anderen Beifall; Ernst aber wirft einen Thaler auf den Tisch:

„Da, Fritz, bezahle für mich! Adieu!"

Und er ist draußen. Die Nacht ist so schwül, so schwül. Langsam, schlürfenden Schrittes, geht Ernst die Straße hinunter. Er kommt an die Flußbrücke. Ein Blitz flammt über den dunklen Himmel, leise rauschen die schwarzen Wellen im Flusse. Mit einem Male versagt Ernst die Kraft; ein Zittern befällt seinen Körper, der Schweiß dringt ihm aus den Poren. Dann wird ihm übel, ein starker Brechreiz befällt ihn. Hilflos blickt er um sich, dann, ein Würgen, — er bückt sich über das niedere Eisengeländer der Brücke.

Plötzlich ein Aufschrei: „Barmherziger Gott!" ein Aufklatschen im Wasser! — — — Am andern Morgen haben ihn die Sandfischer gefunden.



Der alte und der neue Schulschrank.



Es war einmal ein sehr bejahrter Schulschrank. Das Alter hatte ihm arg zugesetzt. Noch vor zwei oder drei Jahren sagten zwar die Leute: „Er sieht recht gut aus für seine Jahre“, aber das war die mitleidige Schmeichelei, die man dem Alter gegenüber so oft anwendet, weiter nichts. Der Schulschrank fühlte recht gut selbst, daß er nicht viel mehr nütze sei; seine Beine waren morsch und wackelig, in seinem Stirnbrett klafften zwei häßliche Sprünge just wie ein Paar drohende Runzeln, und im Rücken hatte er seit Jahren das Reißen.

„Das Alter bringt's so mit sich“, dachte der Schulschrank bei sich sehr ergeben, that aber trotz seiner Gebrechlichkeit treulich seine Pflicht Tag für Tag. Und wenn auch durch seine schlechtschließenden Thüren manchmal ein wenig Staub auf die Hefte der Schüler fiel, so brachte das keinen bedeutenden Schaden.

Gestern aber war der neue Lehrer, der erst zwei oder drei Monate im Orte war, in die Schulstube gekommen, hatte sich den Kneifer geputzt, dann den Schrank mit scharfen Blicken gemustert und schließlich mit wenig wohlwollender Stimme gesagt:

„Ein scheußliches Möbel! Nur gut, daß morgen der neue Schulschrank kommt! Dann wanderst du in den Holzschuppen, alter Bursche!“

Da hatte etwas geknackt in dem alten Schrank. Wäre er ein Mensch gewesen, so würde man vielleicht gesagt haben, das Herz sei ihm gebrochen. —

Die ganze Nacht hatte der alte Schrank schier besinnungslos in seiner Ecke gelehnt; seit aber der Tag angebrochen war, erlitt er die schrecklichste Qual, die es giebt . . . Angst. Wenn die Thüre aufging im Wohnzimmer des Lehrers, erschrak er, und wenn ein Wagen herbeigerumpelt kam, zitterte er in allen Fugen.

„Sie bringen den Neuen“, dachte er.

Und gegen Abend brachten sie wirklich den „Neuen“. Als sich die Thür öffnete und der Lehrer mit den Tischlern eintrat, drohte der alte Schrank vor Aufregung die Besinnung zu verlieren, aber er hörte doch alles, was die Männer sprachen.

„Sollen wir den alten Schrank bald hinausschaffen, Herr Lehrer?“

„Nein, er mag hier bleiben bis morgen. Es ist allerlei drin, was ich noch nicht sorglich ausräumen konnte, ich habe auch jetzt nicht gleich Zeit dazu. Stellen Sie nur den neuen Schrank einstweilen neben den alten; Platz ist ja da.“

Das thaten denn die Tischler auch, und dann gingen sie. Der Lehrer setzte sich auf den Katheder und griff zu einem Stoß Hefte und zu der roten Tinte. Der alte Schulschrank aber seufzte tief auf. Ein Aufschub!

Fünfzig Schüleraufsätze durchzusehen, die alle die Überschrift: „Das Kamel“ tragen, gehört nicht eben zu den Hochgenüssen des Lebens. Der Lehrer liest, tunkt in die Tinte, schreibt, streicht, seufzt und tritt von Zeit zu Zeit mit dem Fuße auf. Ähnlich sollen's viele Lehrer beim Korrigieren machen. Dieser nun mochte außerdem mit der Tugend Geduld nicht allzureich begnadet sein; über die eine Arbeit regte er sich so auf, daß es ihn in allen Fingern zuckte, als Censur: „Siehe Überschrift!“ darunterzusetzen; aber er bezwang sich und warf nur den Federhalter weg. Verzagt stützte er den Kopf auf beide Hände.

„Welch eine Riesenarbeit, Ordnung in einer solchen Schule zu schaffen!“

Es war sehr warm in der Stube, der Lehrer hatte heute viele Stunden gehabt, kurz, über all seinem Zorn und seiner Verzagtheit fielen ihm die Augen zu, und der Kopf sank auf die Kathederplatte herab, leise, leise ...

Der alte Schulschrank schielte mit seinem einzigen Auge, das er nach Art der Starkästen in seinem Stirnbrett hatte, nach dem schlummernden Lehrer und dann nach der Seite auf den Neuen ...

Der Neue war sehr hoch, sehr breit und sehr gelb.

„Ob er mich begrüßen wird?“ dachte der Alte. „Er ist jünger als ich, und ich war eher hier als er.“

Aber der Neue rührte sich nicht. Da hielt's endlich der Alte nicht länger aus.

„Kollege!“ sagte er sehr leise und sehr bescheiden.

Keine Antwort.

„Lieber Kollege!“

„Nun?“

„Sie werden mein Nachfolger sein, nicht wahr?“

„Allerdings, ein Nachfolger ist jedenfalls auch sehr nötig.“

Das war nun eine arge Lieblosigkeit von dem Neuen, der Alte empfand's auch wie einen schmerzenden Stich; aber er faßte sich.

„Kollege“, sagte er, „jeder Mensch wird alt und auch jeder Schrank. Ist das eine Schande?“

„Eine Schande — hm — nein!“

„Und werden Sie nicht auch alt werden?“

„A—lt? J—ch? O, ich bin von kräftiger Konstitution. Aber — allerdings — hm — hm — — ach — ja!“

„Das Alter ist etwas sehr Bitteres, Kollege!“

„Etwas Bitteres! Ei, wieso? Man dient seine Zeit ab, wird alt und tritt ab. Das ist alles.“

„Das ist alles! Schon recht! Aber das „Abtreten“ ist gar nicht so leicht, lieber Kollege.“

„Das verstehe ich nicht. Wer alt ist, ist müde, und wer müde ist, braucht Ruhe. Die Welt aber erfordert frische Kräfte!“

„Und doch bleibe ich bei meiner Rede. Versetzen Sie sich einmal in die Lage, Sie würden jetzt übrig gemacht, — übrig, — Kollege, — übrig!“

„Hm, das wäre allerdings schrecklich! Aber das ist denn doch etwas anderes, ich bin jung, schaffenslustig, ich kann nicht übrig sein.“

„Es will niemand übrig sein, Kollege, niemand, der Alte so wenig wie der Junge. Wir alle glauben an

unsere Kraft; dieser Glaube hält uns aufrecht. Kommen uns Zweifel an ihn, so bereitet uns das bange Stunden, und kommt jemand, der unseren Glauben an uns selbst leugnet oder gar verlacht, so kann er uns nicht weher thun als dadurch. O, es ist etwas Eigentümliches um uns — Schränke! Und gerade die Besten von uns werden am unliebsten alt."

Der Neue schwieg ein Weilchen, dann sagte er:

„Das klingt richtig! Woher wissen Sie das alles?"

„Woher ich das weiß? O, es hat manch ein Buch in mir gelegen, mit dem ich geheime Zwiesprache halten konnte. Von den Büchern habe ich vieles gelernt, lehrreicher aber war das, was ich erlebte."

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte der Neue:

„Alter Herr, Sie könnten mir eigentlich etwas erzählen. Es kann einem als Neuling nichts schaden, wenn man ein wenig orientiert wird, und dann ist's auch ziemlich langweilig hier. Der Mann dort schläft, und das Feuer brennt wenig lebhaft. Da war's in der Werkstatt, aus der ich stamme, doch lustiger. Überhaupt, wenn Leim gekocht wurde!"

„Ach, die Werkstatt, nicht wahr, lieber Kollege", fiel der Alte lebhaft ein, „schönere Erinnerungen giebt's gar nicht als solche. Zwar fühlte man sich manchmal nicht recht wohl, wenn an einem so herumgehobelt und poliert wurde, denn man dachte nicht wunder, wie glatt man schon sei. Aber nötig war's, sehr nötig, und wenn bei einem Schranke die Zargen nicht ordentlich schließen wollen, giebt's nichts Besseres, als daß das Stemmeisen gründlich nachhilft. Sonst bleibt der Schrank sein Leben lang ein

armseliges Ding, es klafft und gafft bei ihm an allen Enden, und er fällt zeitig auseinander. Und schön war's doch, sehr schön!

Ich denke noch mit einer wahren Herzensfreude an die Gespräche, die wir unfertigen Schränke miteinander pflogen, wenn der Meister abends die Werkstatt geschlossen hatte. Da träumte der eine von Gold und Silber, die er einmal zu verwahren haben würde, der zweite von saftigen Fleischstücken und Honigscheiben, die in ihn eingeschlossen werden würden, der dritte wollte ein sehr berühmter Schrank werden, der tausend Bücher enthielte mit hunderttausend Weisheiten u. s. w. War das nicht sehr drollig von uns zukünftigen Schulschränken?"

„Außerordentlich drollig! Aber bei uns war's auch so."

„Es mag überall so sein, und es ist nichts Schlimmes, sondern etwas ganz Natürliches; später merkt jeder schon zeitig genug von selbst, daß er weder ein Juwelenkasten, noch ein Vorratsschrank, noch ein Bücherspind für eine Professorenstube ist, sondern ein Schulschrank."

„Wie ging's Ihnen später, alter Herr?"

„Ich hielt meinen Einzug in die Schulstube zugleich mit einem jungen Lehrer."

„Ist das lange her?"

„Sehr lange! Es war um die Zeit, als für die Schulschränke noch nicht die kleinen Schlüssel und für die Schullehrer noch nicht die sogenannten Regulative erfunden waren. Wissen Sie, was die Regulative sind?"

„Nein."

„Schadet auch weiter nichts! Lassen Sie mich einfach fortfahren. Der junge Lehrer stand glückstrahlend vor mir und sagte: „Ein sehr schöner Schrank!“ Sie werden das nicht unbescheiden von mir finden, Herr Kollege, er sagte wirklich so. Ich war damals auswendig hübsch braun und inwendig hübsch weiß und hatte nicht viel Knorren.“

„Bin überzeugt, alter Herr!“

„Wir fingen also miteinander an, der junge Lehrer — und ich. Mein Herr war nicht reich. Er brachte ein Häuflein Bücher, das nicht sehr groß war, und schloß es in mich ein. Mir war das zu wenig, und er mochte meinen Verdruß bemerken. Da sagte er:

„Laß dich's nicht verdrießen, lieber Schrank! Ich weiß wohl, daß Ihr Schränke die Bücher nach der Menge und nach den Einbänden taxiert, Ihr macht's so wie manche Menschen, die auch so hölzern denken wie Ihr; ich aber kaufe nicht mehr Bücher, als ich bezahlen und gründlich studieren kann. Damit du nun aber einigermaßen entschädigt wirst, will ich dich zu meinem Geldschrank erheben.“

Ich gestehe, Kollege, daß ich in diesem Augenblicke sehr stolz war. Aber ich wurde schrecklich enttäuscht. Eine kleine Schachtel brachte er, die gerade so groß war wie sein Handteller und die nach Apothekerpillen roch, die sie wohl früher auch enthalten haben mochte.

„Hier, lieber Schrank, das ist mein Geldkasten! Ganz voll ist er ja nicht, es ist bloß ein Vierteljahrsgehalt in Silber drin; aber verwahre den Schatz wohl!“

Also nicht einmal ganz voll war der „Kasten“! Und die paar Thaler sollten für ein ganzes Vierteljahr ausreichen! O, es waren traurige Zeiten, Kollege! Wie oft hat mein guter Herr abends an mir gelehnt und eine Butterstulle verzehrt, die ihren Namen wirklich nicht mit Recht trug; wie oft hat er seufzend in die Pillenschachtel geschaut, die längst immer leer war, wenn der Quartalsschluß noch fern lag. Ich aber knarrte mit der Thür, teilweise aus Grimm über das Schicksal meines Herrn, zum anderen Teil aber, weil meine Angeln nicht eingefettet waren. Du lieber Gott, das Fett war teuer!

Am lustigsten und lebendigsten ging's immer am frühen Morgen zu, wenn die Kinder zur Schule kamen. Da war alles durcheinander, Büblein und Mägdelein, Jüngere und Ältere, Brave und Unartige. An meinem linken Seitenbrette stand immer mit Kreide ihre Gesamtzahl verzeichnet — über 150! Da hat ein Schulschrank nichts zu lachen, Kollege! Wenn man auch noch so stramm und achtunggebietend dasteht, es wagt's doch einer, einmal an der Politur zu kratzen, und ein anderer, mit Wucht gegen die Thüre zu stürmen. Wenn man da nicht ganz fest steht, läuft die schwarze Tinte in einem über, und auf dem reinen Weiß des Inneren wird ein häßlicher Fleck.

Und erst mein armer, guter Herr! Ach, Kollege, was hat der gearbeitet! O, er wußte die wilde Schar zu zähmen und nahm doch das Haselrütchen, das in mir verschlossen lag, fast nie aus mir heraus. Er beherrschte die Kinder mit seinem Blicke, mit seinem Worte. Oft, wenn er von Gott im Himmel sprach, war's so still in

der Klasse, daß man hätte hören können, wie der Holzwurm in der Decke bohrte. Und von der Natur wußte er so süß, so bestrickend zu erzählen, daß ich einmal, als er von den hohen grünen Tannen am Waldsee in den Bergen erzählte, tief erschüttert an meine eigene Jugend denken mußte und ein Harztropfen wie eine Thräne aus meinem Holze hervorquoll.

Und niemals rastete er. Von einem ging er zum andern, zu allen war er gut und lieb, und alle hingen an ihm mit kindlichem Vertrauen. Oft merkte ich, wie er müde war, fühlte, wie er leise zitterte, wenn er sich auf eine Sekunde an mich anlehnte; wenn er aber ganz ermattet war, kam er nicht zu mir, sondern trat auf ein Weilchen dort an den Tisch.

Sehen Sie, Kollege, was über dem Tische an der Wand hängt? Die Menschen nennen es ein Kreuz. Es ist auch nur von Holz, so wie wir, aber es muß eine wunderbare Kraft in ihm wohnen: denn allemal, wenn mein guter Herr zum Umfallen ermattet schien, oder wenn ein Kind ihn sehr gekränkt hatte, oder wenn seine Lehre keinen Boden finden wollte, sah er auf zwei Sekunden da hinauf, und dann — war er ruhig und fleißig wie immer.

Da kam eine neue Zeit. Wollen Sie einmal durchs Fenster schauen, Kollege? Das Schulhaus steht hoch, und man hat eine entzückende Aussicht von hier. Sehen Sie das Haus drunten im Thale, hinter dem die hohen Lindenbäume stehen? Das ist die Mühle. Der frühe Mond steht darüber, gerade wie einst, und das Rauschen des Wassers klingt leise herauf, gerade wie sonst. Damals

hat mein Herr am Fenster gestanden und hinuntergeschaut, er hat die Hand aufs Herz gepreßt, und eine hohe Röte hat sich ihm über die Wangen ergossen und über die Stirn. O, das waren heilige, feierliche Stunden, es war so still in der Schulstube, daß ich das Herz meines Herrn pochen hörte, und das klopfte laut und unruhig. Und einmal, als es ganz ungestüm schlug, preßte er beide Hände vors Gesicht und trat vor das Kreuz. Dort hat er gestanden lange, lange. Der Mond warf sein silbernes Licht durchs Fenster, es fiel auf den Gekreuzigten, und nun war's, als ob sich die leidenden Züge erhellten, und als ob sie lächelten, leise . . . gnädig.

Am andern Tage stürmte mein Herr ins Zimmer, aufgeregt, wie ich ihn nie gesehen. Er breitete seine Arme aus, faßte mich stürmisch mit beiden Händen, schüttelte mich, daß die Tinte in mir umfiel, aber nicht die schwarze, sondern die rote, und rief:

„Schulschrank, lieber, treuer Freund, dir muß ich's sagen: sie wird mein!" —

Da war er auch schon wieder hinaus. Ich muß gestehen, ich begriff ihn nicht, nur daß etwas Gutes passiert sei, ahnte ich. Aber nach ein paar Wochen wurde mir alles klar — wir heirateten.

Es ist gut für unsereinen, wenn eine Frau ins Haus kommt, das glauben Sie mir, Kollege. Denn wenn einer auch ein tüchtiger Lehrer ist, so ist damit doch noch lange nicht gesagt, daß er auch einen Schrank richtig zu behandeln versteht. Aber die Frauen . . . alle Achtung! Kaum war nämlich die Frau im Hause, so erschien sie schon in der Schulstube, kehrte, putzte, wischte und nahm

auch mich in Behandlung. Die Angeln meiner Thür wurden eingeölt, ich wurde sorglich abgestaubt von oben bis unten, alle Bretter inwendig wurden abgewischt und nun, — nein, Kollege, was jetzt kommt, das ist das Schönste gewesen in meinem ganzen Leben. Denken Sie, sie legte auf jedes Brett ein schönes, weißes Papier, und am Rande von jedem Papier waren die entzückendsten Spitzen ausgeschnitten. So eine Pracht können Sie sich schwerlich vorstellen, Kollege! Ich glaubte natürlich, mein Herr würde über mich in Entzücken geraten, aber als er mich sah, lachte er bloß. Das habe ich ihm sehr übel genommen, und er hat mich nur dadurch versöhnen können, daß er der jungen Frau die Hände drückte und sagte:

„Wie traut und lieb gestaltest du mir mein Heim!"

Ach, Kollege, das war eine glückliche Zeit, und es blieb so lange, lange. Mein Herr arbeitete mit verdoppelter Kraft in der Klasse, und ich war allzeit blitzblank und sauber. Es ging uns beiden gut. Mit der jungen Frau kamen nach und nach liebliche Kinderchen in die Schulstube, im ganzen vier. Die Kleinen setzten sich in die Bänke, und der Älteste stellte sich vor sie hin und spielte den Lehrer.

Da hörte ich einmal eilige, hastende Schritte im Schulhause. Es ging die Treppe herauf, die Treppe herunter. Ängstliche, besorgte Worte ertönten, in die sich leises Weinen mischte. Dann kam ein feiner Wagen herangerollt, aus dem stieg ein Herr, der trug eine goldene Brille. Der Herr war eine Stunde im Hause, dann fuhr er wieder ab. Ich lauschte und staunte. So kam die Nacht.

Da wird plötzlich die Thür aufgerissen, fast um Mitternacht. Der Herr! Der Mond scheint ihm ins Gesicht. Wie sieht er aus! Das Angesicht bleich, die Augen heiß, das Haar zerwühlt. Mit schwankenden Schritten tastet er an den Bänken hin bis vor den Tisch. Dort fällt er auf seine Kniee. Ich sehe noch, wie er beide Hände emporhebt, und höre seine Stimme, tonlos, gepreßt:

„Herr, das thu' mir nicht an!"

Noch in derselben Nacht hörte ich einen Aufschrei, schrill, verzweifelt, wild hallte er durch das stille Schulhaus. Das war nicht er, — so schreit nur ein Weib.

Nach drei Tagen sangen die Schulkinder im Hausflur, und dann sah ich drei kleine, weiße Särge aus dem Hause tragen . . . die drei . . . Jüngsten . . . Kollege . . . an . . . einem Tage. Mir war's, als sei ich mit gestorben.

Als mein Herr wieder in die Schulstube trat, hatte er — graue Haare; und als ich die Frau wieder erblickte, hätte ich sie fast nimmer erkannt. So krank, so bleich, so elend sah sie aus. Ich fühle jetzt noch mit Schaudern, wie langsam, wie müde ihre Hand über mich hinglitt.

Über ein Jahr war sie tot. — Kollege, wissen Sie . . . sie . . . hatt's nicht . . . verwinden können.

Wieder kam mein Herr in die Schulstube. Diesmal wankte und schluchzte er nicht, aber er ging ganz, ganz langsam. Und als er sich müde an mich anlehnte, war mir's, als klopfe sein Herz nicht mehr.

Dann sah ich ihn lange Monde nicht, er war sehr krank. Ein junger Mann versah sein Amt. Aber ich glaube, die Kinder waren mehr bei dem Kranken, als bei dem Gesunden. Sie liebten ihren Lehrer sehr und beteten für ihn. Das Beten aber hatte er sie gelehrt. So half es, — er wurde gesund. Als er in die Klasse kam, hatte er Runzeln, aber er lächelte.

Und nun hat er wieder gearbeitet, wie ein Mensch nur arbeiten kann. Manchmal dachte ich, er wolle absichtlich sich überanstrengen. Aber zu einem Freunde sprach er einmal:

„Die strenge Arbeit ist die einzige Medizin, die mich aufrecht erhalten kann.“ —

So vergingen lange Jahre. Ich fühlte meine Füße morsch werden und meine Farbe verblassen. Und in all den langen Jahren stand mein Herr an seinem Platze emsig, unermüdlich. Alle Jahre kam ein Mann, den mein Herr den „Schulinspektor“ nannte. Der sprach immer sehr gute Worte zu ihm und drückte ihm warm die Hand.

Mein Herr blieb ganz einsam. Nur in den Ferien kam sein Ältester, sein Einziger, sein Sohn, der Student. Wie oft hat er an dem Kalender, der an meiner Wand hing, die Tage gezählt bis zur nächsten Vakanz. Sein Einziger, seine Liebe! —

Da kam eines Nachmittags, als mein Herr dort am Tische schrieb, ein Mann mit einer bunten Mütze, der brachte ein kleines, zusammengefaltetes Papier. Als es mein Herr erbrach, wurde er weiß wie die Wand, ein gebrochenes Lallen kam ihm vom Munde, die Augen

traten aus den Höhlen hervor, die Hände fuhren tastend in die Luft, und mit einem Röcheln brach er dicht an mir nieder.

Am anderen Morgen erzählten sich die Kinder, der Schul-Johannes habe mit einem anderen Studenten gekämpft und sei von diesem getötet worden. — —

Diesmal wurde der Herr nicht krank, er kam weiter zur Schule. Aber er war nicht mehr wieder zu erkennen. Er sprach langsam, schleppend, wenig. Meist saß er am Tische und stierte vor sich hin. Seine Augen hatten den gläsernen Ausdruck behalten seit jenem Tage.

So vergingen fast zwei Jahre. Da kam wieder der Schulinspektor, aber nicht der alte, sondern ein neuer. Der sagte viel und regte sich sehr auf, und zuletzt sagte er, mein Herr müsse sich pensionieren lassen. Der wurde ganz bleich. Jetzt noch höre ich seine Bitte:

„Noch nicht! Jetzt noch nicht! Es wird wieder besser werden mit mir; ich muß ja arbeiten, und ich war immer so gern Lehrer.“

Aber der andere wollte nicht.

Da nahm eines Tages mein Herr wirklich Abschied. Was er zu den Kindern gesagt hat, habe ich nicht gehört; als er aber zu mir trat, kam ich zu mir.

„Leb wohl, alter, treuer Kamerad“, sagte er leise und strich liebkosend mit der Hand über meine Thür. Dann ging er. Mir aber sprang das Stirnbrett in dieser selben Stunde. —

Nun kam der neue Lehrer. Ich will ihn nicht schmähen. Er ist fleißig, aber nicht fleißiger, als mein Herr war, ehe der böse Zettel kam, denn das wäre unmöglich. Er

sagt viele Dinge, die mein Herr nicht gesagt hat, aber er läßt auch vieles aus, was sehr, sehr schön war. Mich sieht er mit scheelen Augen an, und ich kann's ihm nicht übelnehmen, denn ich bin häßlich und alt. Daß er mich zerhacken lassen will, thut mir freilich weh, viel weher aber thut mir's, daß er oft so wenig lieb von meinem guten Herrn spricht. So oft hat er über ihn gemurrt, und einmal hat er ihn gar bei sich einen unfähigen, nachlässigen Vorgänger genannt. Er weiß nicht, wie viel mein Herr gearbeitet und gelitten hat, er ist noch jung und kann nicht wissen, was mein Herr einmal sagte: „Das Lehrerleben ist nicht arm an Glück, aber es liegt auch unendlich viel Leid in der Spanne Zeit zwischen dem Amtseid und dem letzten Schlußgebete.“ —

Der alte Schulschrank schwieg; an dem neuen aber floß ein voller Harztropfen leise herunter. Er rang noch nach Worten, seiner Erschütterung Ausdruck zu verleihen, da sprang drüben der Lehrer auf, der im Traume alles mit angehört hatte.

Ein Weilchen stand er still, dann faßte er mit der Hand nach dem Haupte.

„O, wie war ich ungerecht und thöricht!“ Und mit einem Sprunge steht er vor dem alten Schrank.

„Du sollst nicht verbrannt werden, treuer Schrank, ich will deinen alten, guten Herrn fragen, ob er nicht ein Plätzchen für dich hat. Ich will ihn auch von dir grüßen, denn ich gehe bald zu ihm. Ich habe viel zu sühnen, ich muß ihm gute Worte geben, die besten Worte, die ich weiß!“



Der Lump.



Ich war eben erst ein paar Tage im Dorfe als Lehrer angestellt und in die Verhältnisse desselben naturgemäß noch gar nicht eingerichtet. Ich kannte nicht einmal meine Nachbarn, hatte auch kaum Lust, es mit meinen Bemühungen um ihre Bekanntschaft sonderlich eilig zu haben. Zu viele Bekanntschaften sind vom Übel. Der „gute Bekannte“ kennt einen viel zu genau und ist von der Überzeugung, „sich etwas erlauben zu dürfen“, viel zu sehr durchdrungen, als daß er einem bei Gelegenheit nicht die allerbeste Schande geben sollte. Mit Freundschaften ist's was anderes, die gehen aber sehr dünne auf der Welt.

Die Schule war aus. In dem langen Gange, der sich mitten durch den Schulgarten hinzieht, um am Ende desselben in die Dorfstraße zu münden, gingen die Schulkinder, fein ordentlich, wie sich's gebührt, in geschlossenem Zuge. Ich stand ebenfalls fein ordentlich, wie sich's gebührt, unter der Hausthür und schaute den Kindern nach. Freilich hatte ich noch den Nebenzweck, mich ein wenig „nach dem Wetter umzusehn“, denn am Nachmittage wollte ich dem Kollegen vom Nachbardorfe einen Antrittsbesuch abstatten.

Wie ich noch so nach den Wolken blinzele, erhebt sich plötzlich ein erschreckliches Schreien unter den Kindern;

die Ordnung löst sich auf; ein großer Teil, namentlich Mädchen, kommt zum Schulhause zurückgelaufen, ein anderer Haufe, die stärksten Knaben voran, stürmt nach der Dorfstraße. Es ist, als sei ein Wirbelsturm unter die Kinder gefahren. Atemlos, in schreckhafter Flucht, kommen die Mädchen näher. „Der Lump!“ kreischen sie, und „der Lump!“ johlt es drunten auf der Dorfstraße.

„Was ist's mit dem Lump? Was will er?“ frage ich das eine Mädchen.

„Die Hand will er uns geben, — pfui!“ antwortet es, und „pfui!“ tönt es im Chorus von den anderen. Das ist eine Bewegung, eine Empörung unter den Mädchen, als sei eine Eule am hellen Tage unter die Singvögel geraten.

Unterdessen wird das Schreien auf der Straße ärger. Hastig reiße ich die Gartenthüre auf und eile durch den Garten hinab zur Dorfstraße.

Ein wunderliches Bild! Ein Mann steht auf der Straße, das Urbild eines zerlumpten Strolchs. Die Knaben hatten einen Kreis um ihn geschlossen, ihn vollständig eingesperrt. Der Strolch hat die eine Hand ausgestreckt und hält sie dem einen Knaben hin.

„Kind, gieb mir die Hand“, sagte er in bittendem Tone.

Der Junge aber, ein übermütig Bürschlein, schlägt den Alten mit seinem Lineal auf die Finger. Ein Lachen und Johlen der anderen belohnt ihn für seine Heldenthat.

Das Gesicht des Strolchs aber verzieht sich vor Schmerz und Zorn. Sein totes Auge bekommt für

einen Moment Leben; ein Laut ringt sich von seinen Lippen, ein ganz unbeschreiblicher Laut. Mich schaudert's bei diesem Tone. Doch die Erregung des Alten hält nicht lange an; das Feuer seines Auges erlischt, er blickt wieder schlaff, widerlich lächelnd, wie die Trunkenbolde alle.

„Gebt mir die Hand", lallt er aufs neue und streckt abermals den Knaben die Hand hin. Es würde ihn auch wieder einer auf die Finger schlagen, wenn nicht mein unwilliger Zuruf die Knaben zerstreute. Augenblicklich geben sie den Belagerten frei, weichen etwa zwanzig Schritte zurück und warten in dieser Entfernung das Weitere ab.

Der „Lump" steht vor mir. Schier ehrfurchtsvoll hält er die Mütze in der Hand; weißes, wildwirres Haar blinkt mir entgegen. Mit einem Blicke mustere ich ihn. Ich komme dabei in jene unbehagliche Stimmung, die einen immer erfaßt, wenn man sich über die eigene Ansicht und das eigene Gefühl nicht klar ist. Interesse und Ekel kämpfen in mir und vermischen sich.

Tiefe, schwarze Säcke hängen ihm unter den triefigen Augen, ein eisgrauer, stacheliger Bart sproßt verwildert auf den blauroten Wangen, ein Zittern überläuft den ganzen Körper. Ein Alkoholiker schlimmster Sorte. Dazu die zerrissene, schmutzige Kleidung. Mir graut vor dem Alten. Aber in das Grauen mischt sich einiges Interesse. Die Haare würden schön sein, wenn sie nicht so arg verwildert wären, und die Stirn ist hoch und sticht weiß von dem übrigen zerdunsenen Gesichte ab.

„Sie sind der Herr Lehrer?" fragte der Alte leise und nicht mehr lallend.

„Jawohl! Was wollen Sie von den Kindern?"

„Die Hand sollte mir eines geben; sonst nichts.“

„Und weshalb wünschen Sie das?“

„Weil, — weil — es mir sehr wohlthun würde. Wem ein Kind die Hand giebt, der ist glücklich!“

Bei den letzten Worten blickt er auf. Ich fahre zusammen. Ich habe einmal einen Hirsch sterben sehen, dessen Blick war geradeso wie der, den ich eben schaute. Was ist's mit dem Alten?

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte ich unsicher und greife in die Tasche. „Was wollen Sie?“ Da schaut er mich noch einmal an — tieftraurig.

„Nichts!“ sagt er, kehrt sich um und schwankt die Dorfstraße hinunter. Er ist offenbar betrunken, vielleicht gar nicht recht richtig um den Kopf. Was kümmert's mich!

Es nützt aber nichts, das famose „Was kümmert's mich“, mit dem die Menschen sich so leicht das unbequeme Mitgefühl vom Halse zu schaffen pflegen, das fremdes Leid in ihnen wachgerufen hat. Der Lump geht mir nicht mehr aus dem Sinne. Ich setze mich mit dem Gedanken an ihn zu Tische, ich träume sogar in dem kurzen Mittagsschläfchen, das ich halte, von ihm, und wie ich mich auf den Weg zu dem Nachbarkollegen mache, denke ich richtig immer noch an den Lump. Ich zürne mir selbst, nenne mich einen „Gefühlsduseler“, einen „vertrauensseligen Tropf“ und den Lump einen „versoffenen Kerl“, einen „schmierigen Vagabunden“, — es nützt nichts; ich denke an den Lump.

Der Nachbarkollege ist ein netter Mann. Er kommt mir mit freundlichem Vertrauen entgegen, und wir sind

bald bekannt miteinander. Da er ein alter Junggeselle ist, sind wir allein und können uns ungestört ausplaudern.

Mitten im Gespräche fällt mir der Lump ein. Ich erzähle dem Kollegen das Begebnis vom Vormittage.

„Ah — der“, — sagt der Kollege, „ja wissen Sie, das ist eine sehr traurige Geschichte.“

„Sie kennen den Lump?“

„Gewiß, er bettelt sich durch alle Ortschaften hindurch und bleibt immer im Umkreise.“

„Was halten Sie von ihm?“

„Er ist ein ungefährlicher, aber sonst durchaus verkommener Mensch. Was er sich erbettelt, vertrinkt er im ordinärsten Fusel. Schmutzig ist er zum wahren Ekel, das Ungeziefer frißt ihn beinahe. Die Leute recken ihm ein Stück Brot oder einen Pfennig zur Thür hinaus, nur um ihn rasch wieder loszuwerden; die Kinder aber hassen ihn. Die meisten fliehen ihn, einige verfolgen ihn. Ich selber schützte ihn schon vor den Steinwürfen der Knaben.“

„Und wie erklärt sich diese Angst oder dieser Haß der Kinder?“

„Sie gebrauchten vorhin das Bild von der Eule und den Singvögeln. Es stimmt auffallend. Hat der kleine Vogel, der wütend am hellen Tage über den lichtblinden Räuber herfällt, auch von diesem selbst noch kein Leid erfahren, so haben doch seine unglücklichen Brüder und Schwestern unter seinen Fängen gelitten; er fühlt das instinktiv und haßt ebenso instinktiv den Verderber seiner Rasse. Ganz ähnlich ist's mit dem Lump. Den Kindern, die ihn schmähen, schlagen, werfen, hat er nichts Übles

zugefügt. Ich habe nie gehört, daß er ein Kind schlug; er reicht vielmehr jedem freundlich die Rechte mit der steten, ihm zur Manier gewordenen Bitte: „Kind, gieb mir die Hand". Und dennoch hassen ihn die Kinder, instinktiv, wie die Waldvögel den Uhu hassen. — — Der Lump war ehemals ein Lehrer. — — Wegen eines Sittlichkeitsverbrechens kam er auf Jahre ins Zuchthaus, und dann ging er den Weg, den so viele Zuchthäusler gehen, er wurde ein ‚Lump'."

„Schrecklich! Entsetzlich! Wann ist das gewesen?"

„Es ist an die 25 Jahre her. Ich war damals gerade als blutjunger Lehrer in die Gegend gekommen. Das waren traurige Zeiten. Zwei derartige Fälle kamen gleich hintereinander vor. Erst kam der Lehrer meines Dorfes ins Zuchthaus, wo er starb, und 4 Monate später der Lehrer Ihres Dorfes, Werner, der ‚Lump'."

„In meinem Orte war Werner angestellt? Und das ist der Lump?"

„Jawohl! Es handelte sich damals um drei fast vierzehnjährige Schulmädchen. Eine lebt noch und ist jetzt die reichste Besitzerin Ihres Dorfes. Die anderen beiden sind merkwürdigerweise ein Jahr nach ihrer Verheiratung im ersten Kindbett gestorben."

„Sehr merkwürdig!"

„Das war eine schreckliche Begebenheit. Als die erste der beiden jungen Frauen gestorben waren, war ich zum Begräbnis. Wir Kollegen unterstützen uns bei derartigen Anlässen gegenseitig nach Kräften. Jetzt noch schaudert's mich, denke ich jenes Begräbnisses. Der Sarg steht über dem offenen Grabe, der Geistliche spricht die Gebete.

Da steht plötzlich, wie aus der Erde emporgetaucht, neben ihm der Lump.

„Spare deine Worte, Priester“, schreit er; „hier will ich den Segen sprechen!“

Ein Fußtritt trifft den Sarg, daß er schwankt.

„Fahr zur Hölle, gottloses, verruchtes Weib! Gott ließ dein eigen Kind dich erwürgen bei der Geburt, um des Verbrechens willen, das du an mir begingst. Fahr zur Hölle, — Meineidige!“

Wie bleierner, lähmender Schreck liegt's über der Trauerversammlung. Niemand rührt sich; nur der Lump geht langsam zum Kirchhof hinaus.

Zwei Jahre Zuchthaus bekam er für seinen greulichen Fluch am Grabe.

Während er die Strafe absaß, starb die zweite der ehemaligen Anklägerinnen, ebenfalls im ersten Kindbett. Als der Lump seine Strafzeit verbüßt hatte und von dem Tode dieser zweiten erfuhr, soll er mitten in der Schenkstube hingekniet sein und Gott mit aufgehobenen Händen gedankt haben. Dann ist er nach dem Kirchhofe gegangen, hat den Grabhügel verwüstet und hat dann für diese neue Greuelthat abermals ins Zuchthaus wandern müssen.“

„Und trotz alledem zweifeln Sie gar nicht an der Schuld Werners?“

„Nein! Bei der Verhandlung hat er allerdings nichts eingestanden, er gesteht auch jetzt nichts. Nur wenn ihm der Schnaps die Zunge löst, verrät er sich.“

„Was war Werner früher für ein Mann?“

„Ein außerordentlich befähigter Lehrer. Im Seminar war er der Senior seines Kursus, unser Lehrerverein hat ihn trotz seiner Jugend um seiner Tüchtigkeit und Beredsamkeit willen zum Vorsitzenden gewählt, seine Schule stand im besten Rufe."

„Verheiratet war er nicht?"

„Nein, aber verlobt. Seine Braut war, als er aus dem Zuchthause kam, die Frau eines anderen."

Es entsteht eine Pause. Wer in einen Abgrund schaut, macht nicht viel Worte, der Schauder, der ihn angesichts der schwarzen Tiefe erfaßt, schließt ihm den Mund.

Schwarzer, unseliger Abgrund im Lehrerherzen, soll mir mehr grausen vor deiner moderdunstigen Tiefe, oder soll mir das Herz mehr weh thun bei dem Gedanken an das viele süße, hoffnungsfreudige Glück, das in dir untergegangen ist? Soll ich in das „Anathema sit!" einstimmen, das die menschliche Gesellschaft über den Unglückseligen dem Gerichte nachgesprochen hat, oder soll ich mir's daran genügen lassen, daß er ausgestoßen, geächtet, gebrandmarkt, verhöhnt, verfolgt von Haus zu Haus schleicht, um mit widerwillig gespendeten Brotkrumen sein von innerem und äußerem Ungeziefer angefressenes Dasein weiterzufristen? Fluch oder Erbarmen? Ich denke — Erbarmen! Die Schuld freilich ist eine entsetzliche. Aber die Sühne?

Wieder steht er vor mir, und wieder höre ich seine Bitte: „Kind, gieb mir die Hand!" Ich weiß wohl, was die Bitte deinem Herzen entpreßt, armer Alter. Ein Lehrerheimweh hat dich ergriffen; heiße Sehnsucht nach

der süßen Kinderliebe, nach dem beglückenden Kindervertrauen, die einst dein waren, ist dich überkommen; du blickst verschmachtend wie ein Verbannter nach dem Paradiese, dessen Pforte dir verschlossen, weil du so schwer darin gesündigt, und du flehst vergebens wie um einen Gnadentropfen, der dir die Zunge kühle:

„Kind, gieb mir die Hand!“

Da magst du wohl zur Fuselflasche greifen, ich find's natürlich; es ist eine letzte, traurige Konsequenz. —

Ich teile meine Gedanken dem Kollegen mit, er billigt sie. Eine andere Unterhaltung kommt indes nicht mehr in Fluß. Es ist auch schon ziemlich spät geworden. Wir trennen uns.

Über dem einsamen Landwege, den ich dahinschreite, steht der Mond. Im Dämmerlicht erblicke ich am Wegrande ein Kreuz. Ich trete näher heran und nehme den Hut ab. Ein Vaterunser will ich sprechen für — den Lump. Da — neben dem Kreuze, das weiße Haupt an den Stamm angelehnt, sitzt der Lump selbst. Wir schauen uns eine Weile stumm in die Augen. Dann beginne ich:

„Sie wollen hier übernachten?“

„Ja, ich kann heut kein Quartier bezahlen.“

„Und warum setzen Sie sich gerade hierher? Glauben Sie an den am Kreuze?“

„Ich glaube an ihn! Er hat mich unglücklich werden lassen, sehr unglücklich, Herr, aber er rächt mich auch. Gelt, du dort oben, du rächst mich?“

Und er blickt auf das Christusbild. Mich schaudert's. Ich kann den Alten nicht länger ansehen. Ein Zehnmarkstück

blinkt im Mondschein, das Taschengeld für diesen Monat. Ich reich's ihm hin.

„Nehmen Sie das! Sie bekommen dafür beim Trödler reine Kleider."

Da schreit der Alte auf, daß es laut durch die Nacht schallt:

„Herr, — Herr, — 10 Mark — ja, — ja — es ist so. Herr, Sie glauben an meine Unschuld?"

Und er reißt mir das Geldstück aus der Hand und preßt seine Lippen darauf wie unsinnig. Ich aber schüttele traurig den Kopf.

„An Ihre Unschuld kann ich leider nicht glauben, aber herzliches Erbarmen habe ich mit Ihnen."

Da ist's, als werde das Antlitz des Alten zu Stein.

„Nehmen Sie Ihr Geld wieder, ich mag's nicht; Sie geben zu wenig. Mitleid habe ich hin und wieder schon empfangen, aber Glauben und Vertrauen noch nie seit 25 Jahren. Da nützen keine reinen Kleider, Herr; je eher einen da die Läuse fressen, desto besser."

Und er verschwindet trotz meines Zurufes.

Wochen sind seitdem vergangen. Der Herbst ist ins Land gezogen mit seinen trüben, melancholischen Nebeltagen. Den Lump habe ich nicht mehr gesehen; aber gedacht habe ich viel an ihn.

Die Scene am Wegkreuz hat mich tief erschüttert. Immer wieder ist mir die Frage aufgetaucht, ob er denn doch nicht unschuldig sein könne. Aber er soll wohl an die zwanzigmal in der Schenke sein Verbrechen eingestanden haben. Freilich ist er dann auch fast immer betrunken

gewesen. Und warum diese schier stolze Weigerung, meine Gabe anzunehmen? Ist er so verdorben, daß er mir eine Komödie vorspielte, um mich von seiner Unschuld zu überzeugen, in der Annahme, ich würde ihn dann reichlich und regelmäßig unterstützen? Nein, und ist alles Lüge gewesen, eines war sicher wahr, der furchtbare Blick, den er aufs Kreuz warf, und seine Bitte um Rache. So kann kein Mensch lügen. — —

Es ist Nachmittag gegen 4 Uhr. Die Novembersonne kämpft mit dicken Nebeln; es wird heut sehr zeitig finster werden. Aber einen Spaziergang muß ich noch machen; ich habe den ganzen Tag gearbeitet, und mir summt der Kopf.

Die Dorfstraße ist leer wie immer. Unendlich öde und melancholisch liegt sie vor mir; unbewegte kahle Bäume starren in den dicken Herbstnebel hinein, am Bachrande schwankt totes Gestrüpp. Mich fröstelt ein wenig, und ich hülle mich fester in den Mantel. Ich denke kaum etwas, wenigstens nichts, was mir bewußt würde. Wie ich aber vor das Haus des Lindenbauern komme, bleibe ich ein Weilchen stehen.

Der Lindenbauer hat sicher den schönsten Hof in der ganzen Umgegend. Wie stattlich ist nicht dieses Wohnhaus! Gar nicht bäuerisch sieht's aus, es hat hohe Fenster und sogar einen Balkon. Die Wirtschaftsgebäude sind musterhaft; am Dienstag war ein landwirtschaftlicher Verein da, um sie zu besichtigen. Der Lindenbauer ist zudem der Gläubiger fast aller mittleren und kleineren Besitzer des Dorfes. Unsereiner kann sich gar nicht vorstellen, wie das sein mag, wenn man so viel Geld hat,

wenn man sich nie zu fragen braucht: „Kommt dich dies oder das auch zu teuer?"

Vorüber, Schulmeister, vorüber!

Die Lindenbäuerin — das ist ja auch eine der ehemaligen Anklägerinnen des Lump, die einzige, die noch lebt. Und wie lebt sie? Im Überflusse, im Glücke! Was fehlte der noch? Sie hat nie einen vergeblichen Wunsch, sie strahlt vor Gesundheit, hat einen reichen Mann, der sich von ihr regieren läßt, und ein Kind, das sicherlich das schönste Mädchen der Umgegend ist, die Friedel. Der alte Mann unterm Kreuze muß doch gelogen haben, es wäre sonst nicht möglich, daß die Lindenbäuerin so glücklich wäre.

Die Friedel freilich, — schön ist sie, sehr schön, aber sie hat einen sinnlichen Zug im Gesicht. Ich verstehe mich auf Physiognomieen. — Doch ruhig, sei kein Nörgler und geh deines Wegs.

Am Dorfende kehre ich um. Wollte zwar noch bis zum Kreuze hinaus, weil mir der Lump heute wieder einmal gar nicht aus dem Sinne geht, aber der Abend ist mir zu düster und schwermütig.

Ich nähere mich wieder dem Lindenhofe.

Die Dorfstraße erscheint mir jetzt geradezu unheimlich öde. Mir ist so bedrückt zu Mute. Jetzt bin ich am Staketenzaun, der des Lindenbauers Garten umschließt. Es regt sich kein Lüftchen.

Plötzlich raschelt etwas im dürren Laube. Ein Weib geht durch den Garten. Im Dämmerlichte erkenne ich die Lindenbäuerin. Sie geht rasch, hastig, wie nach etwas suchend. Plötzlich bleibt sie stehen. Eine Sekunde steht

sie wie angewurzelt, dann ringt sich ein Schluchzen, Ächzen krampfartig aus ihrer Brust; — jetzt schleudert sie die Arme empor in die Luft, und ein gellender Ton des Entsetzens heult verzweifelt durch die fahle Dämmerung:

„Jesus! — Jesus!“

Mit einem Satze bin ich über den Zaun. — — — — Am untersten Aste des Apfelbaumes hängt die Friedel, der Lindenbäuerin einzig Kind. — — —

Ich schneide die Friedel los. Rettungsversuche wären hier völlig vergeblich, das sehe ich. So kniee ich neben der Toten nieder ins kurze, fahle Herbstgras und bete verwirrtes Zeug. Neben mir kauert die Lindenbäuerin.

Ihr Auge hängt starr an den Zügen der Toten.

„Du,“ fängt sie dann an, leise, im Flüstertone, „weißt du, warum sie's gemacht hat? Die Schande, Schulmeister, die Schande!“

Mir läuft es kalt über die Glieder. Also darum! Ich vermag mich nicht zu rühren. Dann plötzlich lacht die Bäuerin vor sich hin:

„Hahaha! Aufgehangen hast dich? Denkst, es nützt was? S' kommt doch 'raus, du! Hahaha! Warte, der Vater!“

Großer Gott, die Lindenbäuerin ist vor Schreck und Schmerz um den Verstand gekommen! — Jetzt geht ein Zucken durch ihren Körper; sie steht auf. Am Baum lehnt sie im trüben Abendlicht. Zu Füßen liegt ihr das Haupt des toten Kindes. Mir ist's, als sei mein Herz stehen geblieben, als sei ich auch ein Toter unter diesen Toten. Die Lindenbäuerin hat die Augen geschlossen,

ein müdes Zucken spielt ihr um den Mund. Dann beginnt sie monoton zu reden:

„Herr Lehrer, ich bin bei mir! Hören Sie? Ich will Ihnen was verraten. Der — Lump — ist unschuldig! Wir haben damals gelogen alle drei. Der Lump hat uns, als er noch Lehrer war, oft so hart geschlagen. Da wollten wir uns rächen. Wir wußten, daß ein Lehrer, der so was thut, ins Zuchthaus kommt. Im Nachbarsdorfe war's vorgekommen. Daher wußten wir's.“ —

Ein Schrei des Entsetzens, tödlichen Hasses gegen das fürchterliche Weib kommt mir vom Munde. Aus dem Lehrerherzen kommt er, und dem unglücklichen Bruder gilt er, der also vernichtet ward. Da fällt mein Blick auf die Tote, und ich bin stille. Die Lindenbäuerin steht regungslos, ihren Blick starr auf das blonde Haupt ihres Kindes gerichtet. Ein spätes Blättlein Laub fällt vom Baume, man hört's fallen. Dann beginnt die Bäuerin wieder zu reden:

„Es ist einer droben, Schulmeister, glaubst du's? Ich habe mich immer vor ihm gefürchtet, aber er hat mir nichts gethan. Bloß mein Kind hat sich gehangen, bloß mein Kind!“

Und sie stürzt ohnmächtig nieder.

Mechanisch schleppe ich mich nach dem Hofe. Kreischende, schreiende Stimmen höre ich noch, dann vergehen mir die Sinne. — Schwarz! —

Die Friedel ist begraben. Gerade als die Schulmagd die Abendglocke läutete, hat man sie eingescharrt. Ich hab' nichts davon gesehen, ich bin zu krank.

Die Lindenbäuerin ist im Irrenhause. — Unheilbar! — Ich denke an den Lump, wie er unterm Kreuze sagt: „Gelt, du dort oben, du rächst mich!“

Lump, du hast grausig gebetet; aber der Himmel mußte zu deinem Gebete „Amen“ sagen, weil du gar ein so armer, verlauster, von den Menschen zertretener, unschuldiger Beter warst. —

Ich weiß nicht, wer's ihm zuerst gesagt hat. Er hat einen gurgelnden Ton ausgestoßen wie ein Tier, wenn es nach langer Qual seinem Kerker entrinnt, dann ist er umgesunken und hat drei Tage ohne Besinnung gelegen.

So fand ich ihn. Als er aufwachte, lächelte er in einem fort. Ich sagte ihm, die Regierung würde, nachdem seine Unschuld sich erwiesen, ihm wohl eine Gnadenpension gewähren. Es machte kaum Eindruck auf ihn. Was soll ihm die Pension? Er braucht sie nicht; das Hungern, Dursten und Frieren ist er gewöhnt. Aber er hat etwas auf dem Herzen.

„Herr Lehrer,“ sagt er, und die Stimme zittert ihm, „ich hätte eine Bitte, eine sehr große Bitte. Lassen Sie — mich — doch — nur einmal — nur ein einziges Mal — noch — in die Schulstube!“

Die Rührung übermannt mich. Ich drücke ihm die Hand.

„Gewiß, gewiß, mein armer, lieber — Kollege!“

Da jauchzt er auf und küßt mir heftig beide Hände. Er ist schier fassungslos vor Glück, weil er in die Schulstube darf, und weil ich ihn „Kollege“ genannt habe. —

Unser Schulinspektor hat ein gutes Herz, der Pfarrer auch. Sie sind beide zugegen, wie ich mit Werner Hand in Hand zur Schulstube gehe.

Wie der Alte ins Zimmer tritt, schließt er die Augen, und eine Thräne tropft ihm auf die Wange. Was mag in dieser Thräne alles fortfließen!

Und die Schulkinder drängen sich an ihn heran und drücken ihm die Hände. — —

Es ist Frühling geworden. Werner hat den Winter in dem traulichen Stübchen, das wir ihm eingerichtet haben, glücklich und zufrieden zugebracht. Ich war oft bei ihm. Zur Schenke ist er nicht ein einziges Mal gegangen.

Heute empfängt er in der Kirche die heiligen Sakramente. Neben seinem Hute auf der Bank liegt ein kleines Paket. Kleine Feldblumensträußchen sind drin, die er selbst gepflückt hat. Nach der Messe trägt er sie den beiden jungen Frauen aufs Grab, und eins legt er, weil die Lindenbäuerin fern ist, der Friedel in den Kirchhofswinkel.

Werner hat völligen Frieden gemacht mit Gott und der Welt. Am selben Tage, als es Abend wurde, ist er gestorben. Friedlich ist er in meinen Armen entschlafen.

An seinem Grabe haben die Schulkinder und die Kollegen der Umgegend abwechselnd gesungen, so wie's Recht und Brauch ist bei einem — Lehrerbegräbnisse.



Bergfriede.



Ich bin immer ein recht eigentümlicher Gebirgsreisender gewesen. Um zweierlei zu erwähnen: Ich nehme kein Fernglas mit und reise nie in größeren Gesellschaften. Beides erscheint mir überflüssig, ja schädlich.

Die „schöne Aussicht“ erscheint vielen als der größte Anziehungspunkt des Gebirges, und man jammert, wenn eine tückische Wolke den erhofften Genuß vereitelt. Wie thöricht!

Es hat ja etwas ungemein Reizendes, vielleicht auch Erhebendes, von erhöhtem Punkte aus auf einmal einen größeren Teil der schönen Gotteserde zu Gesicht zu bekommen, und in einer feingestimmten, empfänglichen Seele kann das Kolossalbild einen tiefen Eindruck hinterlassen; aber die meisten Beschauer stehen vor dem Riesengemälde des ewigen Meisters wie stumpfe Narren vor einem tiefsinnigen Kunstwerke. Man streitet über den höchst nebensächlichen Namen irgend einer Kuppe, man zerbricht sich die Köpfe, ob das Dorf am Bergabhange Neu- oder Alt-Thalgrund sei, man schraubt nervös am Krimstecher und überanstrengt die Augen, um von einem entfernten Orte wenigstens einen Kirchturm oder einen Fabrikschlot zu erspähen, man ruft pflichtgemäß mit allem zu Gebote

stehenden Pathos etliche Male: „Großartig!“ „Ganz reizend!,“ schreibt dann in der unvermeidlichen Bergrestauration auf ein halbes Dutzend Ansichtspostkarten ebensoviele schlechte Reime und begiebt sich endlich an den Abstieg mit dem lauten oder doch wenigstens geheimen Wunsche: „Wenn wir nur erst wieder unten wären.“

Ich habe diese armen Tröpfe stets bedauert, aber ich meide sie auch, ich will mich von ihnen nicht stören lassen, mich über sie nicht ärgern müssen. So kommt es, daß ich von manchem Gebirge die besuchtesten Orte gar nicht kenne; auf mancher einsamen Höhe aber, die in keinem Führer verzeichnet, auf keiner Karte benannt ist, bin ich gewesen. Ich bin sonst nicht menschenflüchtig, aber im Gebirge bin ich gern allein, weil man nur in der Einsamkeit das finden kann, wonach das Herz drängt, — — Frieden, Stille außen und innen. — —

Es ist lange her. Die Ferien waren gekommen, und ich rüstete mich zur Reise. Das Geld war in diesem Jahre noch knapper als sonst, und so führte ich mir denn wieder einmal das Goethesche Wort zu Gemüte, nach dem das Gute naheliegt, und lenkte die Schritte nach den Bergen des heimatlichen Schlesierlandes.

Mein Weg führte mich hin und her, einen Plan hatte ich nicht. Wenn man sich das ganze Jahr nach Plänen richten muß, handelt man herzlich gern einmal planlos. Und ich fand auf meinem Wege das, was ich suchte, Einsamkeit, tiefe Einsamkeit und Muße, ganz meiner Eigenart zu leben. Durch Dörflein kam ich, in denen selten oder nie ein Tourist zu sehen ist, ich speiste an den Tischen der Bauern und fand ein Nachtquartier im

Häuslein des Waldhüters. Und ich fand Zeit, den Mooshalm zu bewundern, vom verwitterten Grenzsteine aus hineinzustarren in den sanften Schimmer blühenden Heidekrautes. Auf einer windbrüchigen Tanne träumte ich wie ein sentimentaler Lyriker, und das Eichkätzchen neckte ich wie ein loser Bube; auf einsamen Höhen fühlte ich tieferschüttert die Nähe Gottes, und nicht lange nachher warf ich, wie ein spielendes Kind, Steinchen von der Höhe hinab ins kleine Wasser im Thal. In alle hohlen Bäume hätte ich hineinlugen, jede Ameise plaudernd in der Arbeit aufhalten mögen, aus jedem Quellbächlein mußte ich naschen, und um jeden einsamen Baumschlag wollte sich mir ein phantastisches Märlein spinnen. Es war eine glückliche Fahrt! —

Wieder hatte ich in einem einsamen Dörflein Mittagsrast gehalten und war dann aufgebrochen. Am Ende des Dorfes ging der Weg in eine Wiese über, und man sah keinen andern Pfad als Fortsetzung als einen schmalen Waldsteg, der jenseits der Wiese sichtbar ward. Unschlüssig fragte ich einen Bauern, der auf der Wiese Heu zusammenrechte:

„Wo geht denn der Weg da drüben hin, lieber Mann?"

„Dar? Nu, ei a Pusch!"

„In den Busch, schon recht! Aber wo geht's dann weiter hin?"

„Weiter? Nu halt immerfurt ei a Pusch. Nischte wie Pusch! Nochher kimmt der Bargrund und zu ollerletzte die stille Hüh."

„Die stille Höh? Was ist das?"

„A paor Häuser sein's, und Waberslente hot's durte, suste nischt! Nich amol an Kratschen hot's! 's ies reen goar nischt lus durte!"

„Ist auch nicht nötig, daß was los ist," lächelte ich. „Wie weit ist's wohl bis zur stillen Höhe?"

„Nu, so zwee, drei, vier Stunda konn's schunn sein."

„Danke schön! Adieu!" —

Die stille Höhe! Als ich später bekannter in dem Orte war, fand ich, daß ein ganz anderer Name an der Ortstafel prangte; aber eine zutreffendere Bezeichnung gab's sicherlich für das Dörfchen nicht als die, welche ihm der Volksmund beigelegt hatte . . . die stille Höhe.

Ein Plateau breitete sich auf einem Berge aus, einige Hektar groß, von Wiesen bedeckt und rings umsäumt von ernstem Tannenwalde. Auf diesem Plateau standen sechs oder sieben Häuslein, mit Schindeln gedeckt, einige dicht am Waldsaume und eines mitten auf dem freien Platze. Das war die stille Höhe.

Es war bereits Abend, als ich auf der stillen Höhe ankam. Im Dämmerscheine lagen die zerstreuten Hütten. Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit, ja der Verlassenheit überkam mich, und ein leises Schauern mischte sich drein. Ich stand still und war vor der Hand unschlüssig, was ich thun solle. Da tönte plötzlich eine barsche Stimme neben mir:

„Was wollen Sie hier?"

Erschrocken fuhr ich herum. Ein Mann stand neben mir in der Tracht der Gebirgsbewohner. Er trug Jacke und Beinkleid aus grauer Leinwand und auf dem Kopfe einen am Rande etwas abgegriffenen Strohhut. An den

Füßen tug er Sandalen. Vom Gesichte sah ich wenig, da er gegen das Licht stand, aber ich vermochte ihn auf etwa 50 Jahre einzuschätzen.

„Was wollen Sie hier?“ wiederholte er.

„Ich bin ein Tourist“, antwortete ich, etwas beklommen.

„Das sehe ich, und deshalb frage ich, was Sie hier wollen. Dieser Ort ist nicht für Touristen. Mögt Euere schwindsüchtigen Lungen, Euere Laster und Verkehrtheiten unten im Thale lassen oder doch nur an die Orte des Gebirges tragen, die durch Euch ohnehin schon verseucht sind. Uns aber laßt in Ruhe!“

Das war grob, aber ich beherrschte mich und erwiderte in freundlichem Tone:

„Sie haben ganz recht, wenn Sie sich Ihren Bergfrieden nicht stören lassen wollen.“

„Bergfrieden? Was wissen Sie vom Bergfrieden?“

„Sehr viel weiß ich von ihm, denn ich kenne ihn. Ich habe ihn gesucht, weil ich oft müde war vom vielen Arbeiten und Entbehren und vom Groll gegen andere und gegen mich selbst. Ich habe ihn gesucht, aber nicht auf den Bergwegen, auf denen die große Menge geht, sondern auf stillen Höhen, wie diese hier eine ist. Und deshalb bin ich auch heute hier.“

Der Fremde musterte mich scharf eine lange Weile. Dann fragte er:

„Also Sie sind hier?“

Ich nickte.

„Und deshalb?“

Ich nickte wieder.

Da faßte er mich derb an der Schulter und sagte:

„Nun, werden ja sehen! Heute ist's finster, und es ist hier kein anderer Platz zum Übernachten, als bei mir im Schulhause. Marsch!“

„Ach, Sie sind Lehrer hier? Das trifft sich gut; ich bin auch Lehrer.“

Das sagte ich, um mich bei meinem neuen Gastgeber in möglichst hohen Kredit zu setzen. Der aber sagte rauh:

„Ist ja ganz egal.“

Und er zog mich fort nach dem Hause, welches auf der Mitte des Plateaus stand.

* * *

Meine Sommerreise fand an jenem Abende einen unerwarteten Abschluß; denn ich blieb die ganze Zeit meiner Ferien auf der stillen Höhe. Ich kam von dem sonderbaren Manne, der mich in sein Haus aufgenommen, nicht mehr los. Er fesselte mich außerordentlich durch seine starke Eigenart, und machte ich wirklich einmal Miene, weiterzugehen, so fuhr er mich hart an, nahm mir den Stab aus der Hand und sprach einen halben Tag nicht mit mir. So blieb ich.

Und ich blieb gern. Die stille Höhe bot mir das, was ich suchte, innigen, ungestörten Umgang mit der Natur, tiefe Stille . . . Bergfrieden. Aber sie bot mehr. Mein Gastgeber, der Lehrer Stein, war ein außerordentlich rätselhafter Mensch, und alle Rätsel haben ihr Interessantes und Lehrreiches, ausgenommen etwa die, welche in den Zeitungen stehen.

Steins Behausung war mehr als einfach. Keine Gardine, kein Sofa, ja nicht einmal ein Spiegel war

da zu sehen. Die Möbel, die auch nur in den allernotwendigsten Stücken vertreten waren, waren zumeist roh oder doch nur in der allerprimitivsten Art angestrichen. Man hätte meinen können, in eine Einsiedelei zu kommen, wenn nicht zwei Dinge dem widersprochen hätten: ein wertvolles, prächtiges Harmonium, das in der großen Hauptstube des Häusleins stand, und ein Weib.

Steins Frau war fast um einen ganzen Kopf größer als er selbst, sie hatte eine von Gesundheit blühende Gesichtsfarbe, ihr Körperbau war muskulös, fast riesig, und sie nahm sich gegen den feingliedrigen Mann wunderlich genug aus. Dabei war sie, wie die meisten so großen und kräftigen Frauen, von etwas derbem Wesen, aber gutem Herzen. Der Grad ihrer geistigen Bildung war sehr gering: Stein redete mit ihr in demselben Tone, wie er zu den Weberfrauen sprach, und sie hätte auch keine andere Sprache verstanden. Mich begriff sie meist nicht, obwohl ich alle abstrakten Redewendungen selbstverständlich vermied.

Eine nicht viel höhere Meinung hatte ich anfangs von dem Manne. Ich hielt ihn für einen Menschen, der von geringer Beanlagung und mangelhafter Ausbildung, isoliert von allem anregenden Verkehr, trotz seines erzieherischen Amtes total der Verbauerung anheim gefallen sei. So war es wirklich nur der eigentümliche Reiz des Ortes, nicht die Anziehungskraft der Personen, was mich veranlaßte, einen Tag auf der stillen Höhe zu rasten. Doch bald sollte es anders kommen.

Beim Gange über das Gebirge, den ich am Nachmittage mit meinem Wirt unternahm, botanisierte ich. Stein sah mich verständnislos an.

„Haben Sie nie Pflanzen gesucht?“ fragte ich ihn.

„O ja,“ nickte er lebhaft, „aber nur für die Ziegen“.

Und der war ein Lehrer! Ich erschrak förmlich. Ich konnte es nicht verwinden, dem Ignoranten einen Vortrag zu halten über das Botanisieren, über die Schönheit der Natur und die Nützlichkeit der Naturkunde. Er hörte aufmerksam zu, dann fragte er:

„Sie kennen wohl alle Pflanzen?“

„Die meisten,“ antwortete ich, wobei ich freilich ein wenig rot wurde.

„Das muß doch ziemlich schwer sein,“ bemerkte er einfältig.

„Ja, ziemlich!“ bestätigte ich.

„Wissen Sie,“ fuhr er fort, „Sie könnten mir eigentlich die Namen auch beibringen!“

„Alle?“ fragte ich belustigt.

„Nun, alle gerade nicht, aber vielleicht die Hälfte.“

Mir graute vor solcher Einfalt. Aber ich bezwang mich.

„Nun, suchen Sie meinetwegen die Pflanzen zusammen, deren Namen Sie kennen lernen möchten; ich gehe voraus bis da zu dem emporragenden Steine; dort werde ich Sie erwarten. Aber die Hälfte aller Pflanzennamen werde ich Ihnen schlechterdings nicht beibringen können, denn das wären tausendmal mehr Namen, als Sie Haare auf dem Kopfe haben.“

„Ach, was Sie sagen," machte er verwundert, dann trennten wir uns. Ich war froh, daß ich ihn los war.

Nach einer Viertelstunde war er bei mir. Er hatte ein Büschel Pflanzen in der Hand.

„Da," sagte er, „es sind 16 Sorten".

Ich erschrak. Das waren zumeist kleine Gebirgsunkräuter, deren Namen ich nicht kannte. Da hatte ich die Strafe für meine Aufschneiderei. Aber ich wollte mich nicht blamieren.

„Von diesen Pflanzen," sagte ich ausweichend, „könnte ich Ihnen nur die lateinischen Namen sagen, und das wäre doch zwecklos."

„O, ich habe auch schon einmal lateinisch gesprochen."

„Sie? Lateinisch?"

„Ja, ich habe als Knabe in der Kirche ministriert."

Ich blickte rasch auf. Klang diese Stimme nicht wie Hohn? Nein, ein so einfältiges Gesicht macht eben nur die echte Einfalt. Trotzdem befand ich mich in einer mißlichen Lage. Ich sah die Pflanzen durch und kannte von den 16 verschiedenen Nummern genau — drei. Was thun? Da war auch der Lügenteufel schon an der Arbeit: „Kannst dich nicht blamieren! So schwindle ihm was vor; er versteht's so wie so nicht, und Dir macht's obendrein Spaß!" Und leider, leider folgte ich dem Versucher.

„Also, wenn Sie durchaus darauf bestehen, so will ich Ihnen die 16 Namen nennen. Passen Sie auf!"

„Diese kleine Moosart heißt Sequóia gigantea."

„Sequóia gigantea", repetierte Stein. „Sequóia heißt wohl kleine und gigantea Moosart?"

„Umgekehrt!“ sagte ich belustigt. Das Schwindeln fing an, mir Vergnügen zu machen. „Doch weiter! Das hier ist eine Art Wolfsmilch — Asperula odorata.“

„Asperula der Wolf, odorata die Milch,“ brummte Stein.

„Und diese stachelige Distel heißt viola silvestris.“

„Viola stachelig, silvestris die Distel,“ memorierte der andere.

„Dieser madige Pilz heißt convallaria majalis.“

„Aha,“ triumphierte Stein, „hier ist's wieder einmal umgekehrt, majalis heißt madig und convallaria der Pilz.“

Ich hätte laut auflachen mögen! Frohgemut schwindelte ich weiter, alle 16 Sorten durch. Endlich waren wir zu Ende. Stein reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen! O, bei Ihnen kann man was lernen! Sie müssen ein ungeheuer kluger Mann sein! Die lateinischen Namen sind doch gar nicht so leicht! Und wenn die Hälfte schon tausendmal soviel beträgt, wie ich Haare auf dem Kopfe habe, wieviel müssen Sie gelernt haben, der Sie die meisten, also fast alle, kennen!“

Ich fing an mich ein wenig zu schämen.

„Wenn ich nur die Wörter nicht wieder vergessen möchte,“ fuhr Stein fort. „Es wäre schade um Ihre Mühe! Will doch gleich mal alles wiederholen.“

Ich wurde ein wenig unruhig. Der andere aber fing an aufzuzählen: „Sequóia gigantea“, „Asperula odorata“, „Viola silvestris“, „Convallaria majalis“, „Victoria regia“ u. s. w. alle 16 Namen. Ein schauderhaftes Gedächtnis! Ich wurde blaß. Stein aber triumphierte:

„Richtig behalten, gelt? O, die Naturkunde ist ein schönes Fach! Ich will noch viel bei Ihnen lernen! Und wenn mal ein Fremder hier heraufkommt, will ich ihm alles aufzählen.“

„Das thun Sie nicht,“ platzte ich heraus.

„Ei, warum denn nicht? Will ja beileibe nicht so thun, als hätte ich alles aus mir. Das Aufschneiden ist etwas Schäbiges, das meinen Sie doch auch? Nein, ich will jedem sagen, daß ich die schönen Namen alle von Ihnen weiß, von Ihnen, der tausendmal mehr Pflanzennamen kennt, als ich Haare auf — —“

„Halten Sie ein, das sollen Sie nicht sagen!“

„Warum nicht, Sie sind bloß zu bescheiden! O, ich werde auch den Schulkindern die schönen Wörter einprägen! Haben ja selbst gesagt, daß die Naturkunde schön und nützlich sei und die Kinder wenigstens wissen müssen, was für Pflanzen in ihrer Heimat wachsen.“

Ich war der Verzweiflung nahe. Wenn er den Kindern solchen Blödsinn einprägte! Den Kindern! Ich bekam furchtbare Gewissensbisse.

„Sie sind ja auf einmal so still,“ sagte Stein.

Ich kämpfte noch ein Weilchen; dann hielt ich's nicht länger aus.

„Ich — ich, —“ stammelte ich, — „ich, — es muß heraus, — es ist nämlich Unsinn, — alles Unsinn, — das von den Pflanzennamen meine ich, — keiner ist richtig, — alles Unsinn, — ich, — ich habe mir ein kleines Späßchen erlaubt! Sagen Sie's bloß nicht — den Kindern!“

Da zuckt's in dem Gesichte des anderen wie Wetterleuchten. Sein Kopf färbt sich dunkelrot, und dann — fängt er an zu lachen, so unbändig zu lachen, daß der stille Wald wiederhallt von dem lauten Gelächter und ich völlig ratlos bin. Endlich fängt der entsetzliche Mensch an zu reden. Mühsam würgt er hervor, mich imitierend:

„Ich, — ich, — es muß heraus, — es ist — nämlich Unsinn, — lauter Unsinn, — daß ich das geglaubt habe, — von den Pflanzennamen meine ich, — lauter Unsinn, — daß ich gedacht hätte, — 's wäre einer richtig! Ich, — ich — habe mir — auch ein Späßchen erlaubt!"

Ich stand wie vom Blitze gerührt. Am liebsten wäre ich in die Erde gesunken. Also genarrt hatte er mich! O, dieser Komödiant! Ein Gefühl glühender Scham durchlohte mich. Ich vermochte nicht aufzusehen. Der andere aber raffte, immer noch lachend, die Pflanzen vom Boden auf und sagte:

„Nun passen Sie auf, weiser Herr! Sie können zu Ihren abertausend botanischen Namen noch 16 Stück hinzulernen."

Und er nannte die 16 botanischen Namen, die ich freilich kaum hörte. Endlich ermannte ich mich.

„Ich muß fort," sagte ich, „bald fort; ich habe mich zu furchtbar blamiert! Ich will mir mein Ränzel aus Ihrem Hause holen und dann gehen. Leben Sie wohl, und zürnen Sie mir nicht!"

„Oho, so ist's nicht gemeint! Blamiert haben Sie sich, stimmt, aber fortlaufen dürfen Sie nicht! Es war ja nur ein köstlicher Spaß! Sie amüsierten sich, und ich

amüsierte mich. Warum sollen wir uns, nachdem wir uns gegenseitig eine Freude bereitet haben, verfeinden? Ausgehalten, junger Mann, und den Schaden repariert, das ist das Rechte!"

Es ging noch lange hin und her, aber schließlich blieb ich.

* * *

Nie wieder ist in mir ein so gewaltiger Umschwung in der Ansicht über eine Person eingetreten, wie Stein, dem Lehrer von der stillen Höhe, gegenüber. Ich habe diesen Mann, den ich anfangs so stark unterschätzte, verehren, ja lieben gelernt. Blieb mir auch sein ganzes Wesen geheimnisvoll, ja, oft völlig unbegreiflich, so wußte ich doch, daß er bei allem, was er that, ein edles und kluges Motiv hatte. Ich war zuletzt nicht mehr des geringsten Zweifels fähig, ihm, dem Manne gegenüber, den ich erst seit so kurzer Zeit kannte. Aber man kann einen starken, edlen Charakter, so wie den Diamanten, oft an einem einzigen Strahle erkennen, der von ihm ausgeht, und das leuchtende Feuer läßt dem verständigen Auge dann keinen Zweifel mehr übrig.

Was mir am unbegreiflichsten an Stein erschien, war die unverhältnismäßig hohe Summe von Kenntnissen, die er in sich vereinigte. Und doch fanden sich in seinem Haushalte nur zwei Bücher, eine Bibel für ihn und ein Gebetbuch mit sehr großen Lettern für die Frau.

Stein selbst aber war ein wandelndes Buch. Welches Gebiet ich auch berühren mochte, er zeigte sich mir meist weit überlegen. Nicht, daß er, wie in der Botanik, Kommödie mit mir getrieben hätte. Jenes für mich so

peinliche, wenn auch lehrreiche Intermezzo schien er völlig vergessen zu haben. Er drängte mir auch sein Wissen nicht auf, hielt mir nicht prunkende Vorträge, um mir zu imponieren, sondern es waren meist nur wenige, aphorismenartige Bemerkungen, die er machte, wenn ich ihm meine Ansicht über dieses und jenes auseinandersetzte, aber in diesen knappen Bemerkungen krystallisierte oft eine tiefe Weisheit, ausgiebig genug, den wenigen Worten nachzudenken und an ihnen zu studieren.

Es ist erklärlich, daß sich mir oft Fragen auf die Zunge drängten, woher er das hohe Maß seiner Bildung habe, und wie es komme, daß man einen so bedeutenden Mann auf das weltverlorene Dörflein gesetzt habe.

Ich hütete mich aber wohl, diese Fragen auszusprechen, denn die erste würde er mir gar nicht beantwortet haben, und die zweite hätte ihn jedenfalls in heftigen Zorn versetzt.

Er liebte die einsamen Menschen dieses kleinen Walddorfes, und er würde es für eine Versündigung an ihnen gehalten haben, ihnen auch nur in Gedanken das Recht abzusprechen, einen tüchtigen Lehrer zu haben.

„O wäre ich ein Genie!“ sagte er einmal, „ja, wenn das nicht unmöglich wäre, eine Genie in allen Dingen! Wissen Sie, was ich dann am liebsten sein möchte?“

Ich nickte.

„Schulmeister auf der stillen Höhe“, sagte ich.

Er sah mich überrascht an.

„Warum?“

„Die Menschen in diesem stillen Walddörflein," sagte ich, „sind Menschen so gut wie die anderen. Sie sind gleichberechtigte Erben der großen Güter, die weise und edle Menschen vieler Zeiten und Völker schaffend, grübelnd, entbehrend, sich hinopfernd, auf allen Gebieten des Geistes zusammengearbeitet, aufgespart und der Nachwelt vererbt haben. In den großen Städten sitzen viele Anwälte, die das allgemeine Erbgut verteilen, da giebt's tausendfache Gelegenheit, sich geistig zu bereichern, da stehen alle Thüren offen in den gefüllten Magazinen. Dort heißt's: „Wer Ohren hat zu hören, der höre," „wer Hände hat zu raffen, der raffe!" In die abgelegenen Dörflein aber wird ein vereinzelter Bote gesandt, den darbenden Menschenkindern dort ihr Teilchen von der großen, geistigen Erbmasse zu bringen, ... ein Lehrer. Ist der Bote ein schwacher Mensch, der wenig zusammenraffte, weil er wenig zu tragen im stande ist, oder ist er träg und mag er nicht viel tragen, dann sind die armen Stiefkindlein im Walddorfe übel daran. Ginge es an, so sollte man zu solchen Boten Riesen erwählen, damit auch dem ärmsten Kinde im ärmsten Gebirgsort sein geistig Erbteil würde."

Das war das erste Mal, daß ich Stein bewegt sah. Er drückte mir die Hand und sagte kurz, aber warm:

„Sie haben recht!" — —

Am Unterrichte ließ mich Stein fast nie teilnehmen.

„Sie stören mich und die Kinder," sagte er; „lernen können Sie dabei nichts, und mir einen Rat geben können Sie noch viel weniger, denn in der Schule auf

der stillen Höhe ist alles anders wie drunten bei Ihnen. Was wollen Sie also?“

Eine Schulstube nach unseren Begriffen gab's nicht. Im Wohnzimmer des Lehrers wurden zwei Tische aneinander geschoben, daran saßen die sieben Schüler mit ihrem Lehrer. An allen schönen Tagen aber wurde der Unterricht im Freien abgehalten. Oft hörte ich Lieder klingen, wenn ich im nahen Walde lustwandelte, oft sah ich den Bergschulmeister vor seiner kleinen Schar stehen in hoher Begeisterung, und wenn er die Hände aufhob zum blauen Himmel, wenn er auf die Tannen wies, die in ernstem Schweigen die Wiese säumten, wenn er niederkniete bei einer lichten Blume ins weiche Gras und sie entzückten Auges den Kindern zeigte, dann wußte ich, daß er von Gott sprach. — —

Ein Knabe hatte seine Mutter belogen. Darüber geriet das ganze Dörflein in eine Aufregung, die mir unbegreiflich war. Ich befragte Stein. Dieser lächelte.

„Die Sünde ist hier nichts so Alltägliches wie drunten in der Welt. Es ist wenig Versuchung da. Gehen Sie zum Exempel die Hauptsünden durch, so werden Sie finden, daß außer der Ungeduld, dem Zorn bei der Arbeit und einem gewissen Grade geistiger Trägheit die Leute nicht viel Veranlassung zu sündigen haben. Sie sind zu arm, um hoffärtig, geizig, neidisch oder unmäßig zu sein, und ihre Verhältnisse sind zu einfach und gesund, als daß sie lüstern sein könnten.

Ich kann sagen, das nirgends das Leben des Einzelnen so öffentlich ist, wie bei uns im verborgenen Gebirgswalde. Das kommt daher, daß die Verhältnisse so

unendlich einfach und durchsichtig sind. Hier kann kein Ehemann den Seinigen ein lautes, zorniges Wort sagen, ohne daß man es in allen Häusern hört; hier kann kein Weib eine neue Schürze tragen, ohne daß alle Dorfbewohner wissen, woher sie das Geld dazu genommen; ein Trunkenbold würde sich übel ausnehmen, wenn er über diesen stillen Plan taumelte, und die Luft ist im Kranze dieser ernsten Tannen zu frisch und rein, als daß man das Brodeln eines lüsternen Herzens nicht bald mißliebig bemerken würde. Alle diese Umstände tragen zu der konsequenten Tugend dieser Bergbewohner bei, einer Tugend, die freilich nicht so verdienstlich ist, wie die sieghafte Festigkeit einer ringenden Seele, die sich im Strudel der Gefahr, in Kampf und Not, aufrecht und unversehrt erhält, aber auch einer Tugend, die sich praktisch bewährt.

Ich möchte noch eins sagen. Ich habe Sie bei unserem ersten Zusammentreffen hart angefahren. Ich hielt sie für einen unnützen Gebirgsbummler oder, was noch viel schlimmer ist, für einen Quartiermacher der lärmenden Gesellschaft, die sich Sommerfrischler nennt. Ich kannte Sie nicht und that Ihnen unrecht; aber Sie werden auch meine Vorsicht billigen. Ich will meine Gebirgsleute schützen, will ihnen nicht um einiger lumpiger Markstücke willen die stille Ruhe von ihrem Plan vertreiben und den Frieden aus ihren Häusern und aus ihren Herzen rauben lassen.

Es giebt Heilstätten der Seele, Luftkurorte für kranke Herzen. Aber ihre einzigen Heilmittel sind die Einfachheit und die Stille. Daher müssen sie einsam bleiben,

sonst geht ihre Atmosphäre der heilenden Kraft verlustig, wird verdorben und steckt obendrein die an, die vorher gesund waren.“ —

Stein trieb gern und viel Philosophie. Aber er war dabei von Herzen fromm. Und die Frömmigkeit pflegte er auch bei den Dorfleuten.

Er übte den denkbar größten Einfluß aus auf alle Bewohner der stillen Höhe. Gegen seinen Wunsch geschah nichts, auf seinen Rat alles. Das war auch ganz natürlich; denn jede starke Individualität übt bewußt oder unbewußt eine Autokratie aus über die sie umgebenden schwächeren Naturen. Stein verdiente sich aber auch das Vertrauen der Leute. Er war ihnen alles: Lehrer, Arzt, Richter, Freund und Vertrauter, Obrigkeit und im gewissen Maße auch Seelsorger. Ich habe ihn in Ausübung aller dieser Ämter gesehen. —

Seltsamerweise brach der Knabe, der seine Mutter belogen hatte, wenige Tage nach der Lüge den Arm. Es war ein verwegenes Büblein, das gern kletterte. Jammernd lag der Knabe auf dem Lager seiner Mutter. Die wenigen Leute des Dorfes waren fast vollzählig versammelt. Stein betrachtete den Verunglückten.

„Auf wessen Lager liegst Du?“ fragte er ihn.

„Auf Mutters!“

„Wer wird Dich jetzt verpflegen?“

„Die Mutter!“

„Wen jammert von allen Leuten Dein Unglück am meisten?“

„Die Mutter!“

„Die Mutter liebt Dich also und thut Dir wohl! Hast Du ihr auch stets wohlgethan?"

„O nein, ich habe die Mutter belogen," schluchzte der Knabe.

„Und hast den Arm gebrochen," ergänzte Stein; „sei froh, daß es noch so ablief; mancher, der log, brach deshalb schon den Hals. Merk Dir's und merkt's Euch alle!"

Das war eine kräftige Ermahnung.

Bald darauf untersuchte Stein den verletzten Arm, renkte ihn ein, schiente ihn und legte einen Verband an. Ich staunte, mit welcher Ruhe und Geschicklichkeit er die Operation ausführte. Nur als der Knabe laut schrie und die Anwesenden auch zu jammern anfingen, wandte er sich kurz um:

„Schert euch alle hinaus!"

Der Weisung wurde sofort gehorcht. Zu dem Knaben aber sprach Stein:

„Schrei weiter, soviel Du kannst! dann thut's weniger weh!"

Als alles erledigt war, ging er.

„Werd' mich wohl einmal nach Dir umsehen!"

Am selben Tage ging er noch viermal zu dem Verunglückten. Und einmal versteckte er vor mir unter seiner Jacke eine Flasche Himbeersaft. —

Ein paar Tage später wurde er zu einer kranken Ziege gerufen. Die Besitzerin derselben, ein jammerndes Weiblein, fuhr er barsch an:

„Hab's Euch oft genug gesagt, Katherine, Ihr verfüttert das Tier! Nun habt Ihr die Bescherung! Ich

muß die Ziege zu mir in die Kur nehmen; sie muß Diät halten, das heißt, sie darf nicht alles fressen, was ihr ein thörichtes Weib in die Raufe giebt. Bringt das Tier bald zu mir! Könnt Euch dafür meine Schwarze zum Melken borgen, bis Euer Vieh wieder gesund ist! — Hört einmal, Katherine: Wollt Ihr meine Schwarze etwa auch verfüttern?"

„Och nee, och nee, i, wu ward ich denn? Nu do, do, die Ziege vum Herrn Lärer! Nee, nee, eher krigt se gaor nischt zu frassa."

„So? Verhungern wollt Ihr meine Schwarze lassen?"

„Och, du liebes Himmalla, waos der Herr Lärer denkt! Nee, nee, alles krigt se, waos se mag!"

„Katherine, Ihr seid unverbesserlich! Entweder gar nichts oder alles! das hält weder ein Mensch aus noch eine Ziege! Aber trotzdem sollt Ihr die Schwarze haben! Doch das sage ich Euch: Ich komme jedesmal zum Füttern herüber. Ehe ich da bin, gebt Ihr der Schwarzen nicht einen Heuhalm! Pariert Ihr nicht vollständig, so lasse ich Euer Vieh krepieren. Ihr müßt Vorsicht lernen!"

„O jeckersch, jeckersch nee, nee! Ich wil ju waorta, bis der Herr Lärer kimmt zum Füttarn! Und wenn a do ies, loß ich a o no olles alleene macha!"

An den nächsten Tagen hörte ich oft zu meiner heimlichen Belustigung die Diskurse, die Stein mit der wirklich etwas schwerfälligen Alten hatte, über die Wiese schallen. —

Ein anderesmal kamen zwei Weber zu Stein, die uneins waren.

„Der Lorenz hot mir'n Mark zu wing vom Fabrikanta gebrucht. A hot ferr mich miet geliefert.“

„Ja, der Wenzel kaon gutt a su saon, der Fabrikante hot mer ni meher gegahn. A ies a tummer Hons, der Wenzel!“

„Nee, der Lorenz ies a tummer Hons, weil a sich beschummeln läßt!“

„Ruhig“, kommandierte Stein, „der Fall ist schlimm! Eine Mark ist viel Geld, und der Fabrikant wird sie nicht herauszahlen wollen. Die Mark gehört Euch, Wenzel, denn Ihr habt sie verdient; aber der Lorenz kann sie nicht herauszahlen, denn er hat sie nicht bekommen. Folglich wird's so gemacht! Dieser Herr hier will heut unser Echo hören, und ich wollte ihn zu der Stelle führen, habe aber keine Lust mehr dazu. Bis zur Echostelle ist's nicht weit. So werdet Ihr den Führer machen, Wenzel, und dieser Herr wird Euch die Mark, die Ihr eingebüßt habt, als Trinkgeld geben.“

Das kam überraschend für uns drei. Die beiden Weber starrten offenen Mundes eine Weile abwechselnd Stein und mich an; dann kam es langsam, aber in gleichem Tempo von beider Munde:

„Fermost!“

Ich aber, als ich mich vom Staunen ein wenig erholt hatte, sagte dasselbe, wenn auch nicht im Dialekt:

„Famos!“ —

Als sich Kläger und Beklagter entfernt hatten, lachte Stein und sagte:

„Wer ist nun der Verurteilte?“

„Eigentlich ich“, entgegnete ich.

„Nicht eigentlich, sondern wirklich,“ fuhr Stein fort. „Und nun, wie's modern und recht ist, die Begründung des Urteils: Daß keiner von den beiden Männern die Mark, die für sie thatsächlich viel Geld ist, einbüßen kann, liegt klar. Es mußte also ein Ausweg gesucht werden. Der fand sich in Ihnen, beziehungsweise in Ihrer Kasse. Sie vermögen eine Mark ohne große Schmerzen einzubüßen; also, Sie können zahlen; Sie haben sich aber auch eines Vergehens schuldig gemacht; also, Sie müssen zahlen.“

„Eines Vergehens, wieso?“

„Wenn zwei Leute auf der stillen Höhe etwas miteinander haben, so geht das nur sie an und mich, den sie zu ihrem Schiedsrichter wählen. Ein dritter darf der Auseinandersetzung nicht beiwohnen. Sie waren aber bei der Verhandlung zugegen, ohne daß Sie dazu berechtigt waren, und mußten sich doch sagen, daß vor meinem Gericht die Öffentlichkeit des Verfahrens ein für allemal ausgeschlossen ist. Daher die Strafe!“

„Famos!“ sagte ich abermals und fügte mich guten Mutes meiner Verurteilung. Als ich mich später des prächtigen Echos erfreute, zahlte ich meine Ordnungsstrafe an den Führer gern.

Auf dem Heimwege fragte ich denselben:

„Nun, seid Ihr mit Eurem Gegner wieder völlig ausgesöhnt?“

Der Weber sah mich erstaunt an.

„Ausgesöhnt? Mer woren doch gaor ni biese!“

„Aber Ihr habt doch den Lorenz verklagt!“

„Verklagt? Nee, do muß ich lacha! Der Lorenz ies ju mei Gevotter!“

„Aber Ihr kamt doch mit ihm zum Herrn Lehrer!“

„Nu, zu dam gieh'n mer halt immer, wenn mer ins kenn Ausweg wissa! Der Lorenz wullt's salber.“

„Ach so!“

Nach einer Weile fragte ich weiter.

„Wie weit hat denn der Lorenz, wenn er liefern geht?“

„Nu, über vier Meiln.“

„Hat er da schwer zu tragen?“

„A nimmt 'ne Rodwer, sunst erschleppt a's nich.“

„Er liefert für sich und Euch?“

„Ja, und noch ferr die lohme Beate.“

„Und wieviel bekommt er für seine Mühe?“

„Dar? Nu gaor nischt! 'S ies ju bluß 'ne Gefälligkeet! Ich wabere ferr a 'n holba Tag, und die Beate drei Stunda. Daos ies olles! Nu do, der Herr Lärer wär ins Luft macha, wenn mer ins ferr eene Gefälligkeet bezaohlen lieſsa.“ —

Fast immer, wenn ich mich mit den Webern in ein Gespräch einließ, erkannte ich den segensreichen erzieherischen Einfluß Steins. So wie heute! —

Schon in der zweitnächsten Woche lieferte Lorenz abermals. Sehr müde, aber doch hocherfreut, kam er desselben Abends noch ins Schulhaus.

„Der Fabrikante hot's gespürt, daoß a mer 'n Mark zu wing gegah'n hotte. A mucht's om Gelde gewaohr wurda sein. A hot mer die Mark raus gegah'n. Do ist se!“

Gerührt wollte ich dem ehrlichen Manne die Mark schenken. Da mischte sich Stein hinein.

„Wäre noch schöner! Ehrlichkeit ist selbstverständlich und wird nicht bezahlt. Die Mark gehört jetzt niemanden. So mag sie die Beate haben, die die ganze Woche nichts verdient hat, weil sie vom Hexenschuß gequält wird. Lorenz, tragt ihr die Mark bald hin.“

Der Mann gehorchte, ohne eine böse Miene zu zeigen. — —

Stein war auch in gewissem Maße der Seelsorger des Dörfleins. Bis zur nächsten Kirche waren über vier Meilen. Trotzdem besuchten die armen Gebirgsbewohner die Kirche, so oft sie konnten. Mit Scham dachte ich an so manche Großstädter, die nur über die Straße zu gehen brauchen, um ihrer religiösen Pflicht zu genügen, und doch den geringsten Anlaß für wichtig genug halten, ihr Fehlen beim Sonntaggottesdienst zu entschuldigen.

Unglücklicherweise verregneten die zwei Sonntage, die ich während meines etwa dreiwöchentlichen Aufenthaltes auf der stillen Höhe verbrachte, so vollständig, daß die allgemeinen Kirchgänge, auf die ich mich schon gefreut hatte, unterbleiben mußten.

Gott aber ist viel und innig gedient worden, und ich meinte, nie so fromm, so andächtig gewesen zu sein, wie auf der stillen Höhe.

Wenn der Abend kam und die Dämmerung herniedersank auf das stille Dörflein, wurde mir immer ganz unbeschreiblich zu Mute. Wo war da ein Laut, wo nur ein fernes Erinnern draußen an die lärmende Welt?

Leise, ganz leise nur knisterte es in den Nadeln der Tannen, so geheimnisvoll, so süß, wie wenn ein Christbaum steht in einer dunklen Ecke. Und wenn dann der frühe Mond aufstieg über dem dunkeln Walde, aufstieg in seiner ganzen silbernen Pracht, da flutete mir ein Gemisch von süßem Entzücken und heiliger Andacht durch die Seele, da stand ich ganz still auf der silbernblinkenden Fläche und hätte nichts zu wünschen gewußt zu dieser Stunde. Es war so still in der Seele, und dennoch schlief sie nicht.

Die kleinen Häuslein lagen wie im Zauberbanne des Friedens ruhig am dunklen Waldrande. Fast zur selben Minute aber öffneten sich die Thüren, und Männer und Frauen, Kinder und Greise kamen heraus und schritten langsam über den lichten Plan. Am Schulhause machten sie Halt. Keines sprach ein Wort; alle aber falteten die Hände.

Die Fenster des Schulhauses standen weit offen, und wenn alle vor dem Hause versammelt waren, tönte aus der stillen Klause langsam und feierlich ein frommes Präludium hinaus in die Nacht. Das klang wie ein frischer Abendhauch, der den letzten Schweißtropfen des Tages von der Stirn weht, wie eine innige und doch unwiderstehlich mächtige Mahnung: „Empor die Herzen!"

Nach dem Spiel sang die Gemeinde ein Lied. Als ich zum erstenmale den Gesang vernahm, füllten sich mir die Augen mit Thränen, und ein dankbarer, freudiger Gedanke bewegte mein Herz:

„Du guter Gott, auch in dieser lärmenden, gemütlosen, genußsüchtigen Zeit schafft deine Allmacht und Liebe

stille Höhen, auf denen dein Lob erschallt, einfach und fromm wie in den Tagen deiner Patriarchen!" —

Nach dem Liede stellte Stein ein Kreuz ins offene Fenster und trat selbst unter die Gemeinde. Vor dem Kreuze sprach er laut ein Gebet. Dasselbe nahm immer Bezug auf die Ereignisse des vergangenen Tages und war dem Verständnis und dem Gefühl der Leute angepaßt. Ich hielt dies Gebet, gesprochen unter den Sternen des freien Himmels und angesichts der heimatlichen Hütten, für eines der kräftigsten Erziehungsmittel, deren sich Stein bediente. Ein solches Gebet will ich nach der Erinnerung aufschreiben, dasjenige, das Stein an dem Abende des Tages sprach, an dem der Knabe verunglückt war:

„Guter Gott, wir sind arme Menschen, aber Du bist unser Vater! Du hast uns sehr lieb, und wir lieben Dich wieder! In Liebe beten wir Dich an, und in Liebe danken wir Dir für die Wohlthaten des letzten Tages und aller Tage!

Wenn wir heute ungeduldig oder gar zornig waren bei unserer Arbeit, wenn uns der Verdienst zu klein war und wir wenig an Dich dachten, so bereuen wir dies herzlich und bitten Dich, Du wollest uns in Gnaden verzeihen und uns besser werden lassen alle Tage!

Wir bitten dich auch, Du wollest den kranken Arm des Peter wieder heil werden lassen und ihm seine Lüge verzeihen, wie ihm seine Mutter verzeiht und wir alle. Mache doch auch unseren Schullehrer klug und gut, daß er uns helfen kann, wenn wir ihn brauchen!

Dem Frieder, dem Heinrich, der Anna und der Luise,

die gestorben sind, gieb, o Herr, die ewige Ruhe, auch allen, für die wir sonst noch beten sollen!

Uns aber sende Deinen heiligen Engel in dieser Nacht, und führe uns einst von dieser stillen Höhe zu Deinen ewigen Höhen! Amen."

„Vater unser!" —

Die ganze Gemeinde sprach mit und ich auch. —

* * *

Der letzte Tag! Übermorgen muß ich zu Haus sein!

Ich bin immer, so sehr ich mich auch stets der Ferien freute, ohne Murren, ja gern und freudig wieder an die Arbeit gegangen, wenn die freie Zeit vorüber war. Warum wird mir's doch diesmal so schwer? —

Ich verzehre mit Stein das Frühstück, Brot und Milch wie immer. Keiner spricht ein Wort, es schaut auch kaum einer den anderen an.

An die Festerscheiben sprüht ein feiner Regen: „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter."

Nach dem Frühstück sage ich:

„Jetzt muß ich gehen!"

Stein nickt und holt mein Bündel herzu, das er selbst gepackt hat. Dann ruft er die Frau. Die fängt laut an zu weinen; Stein aber geht aus der Stube. Ein paar Minuten später stehe ich mit ihm vor der Thüre. Es dauert nicht lange, so ist die ganze Gemeinde versammelt zum Abschied. Die Männer schauen ernst drein, die Weiber und die Kinder weinen. Endlich mache ich mich los und gehe. Stein begleitet mich ein Stück.

Ich will ihm danken, aber er schneidet mir das Wort ab. Er hat auch keine andere Bezahlung für die Aufnahme

angenommen als eine kleine Summe, die ich ihn bat, für die Leute im Dorfe zu verwenden.

Vom Ende des Wiesenplanes sende ich noch einen letzten, wehmütigen Abschiedsgruß an die Zurückbleibenden. Dann umfängt uns der Wald, und wir gehen eine Strecke, immer noch wortlos. Mir ist's, als säße mir etwas in der Kehle.

Da beginnt Stein endlich zu reden.

„Ich habe viel Bitteres erlebt draußen in der Welt," sagt er, „und ich dachte nicht, daß ich noch einmal mit einem von unten in nähere Beziehungen kommen würde. 'S geht manchmal ganz wunderbar. Ich hielt Sie für einen, wie alle sind, und wie ich sie nicht leiden mag. Damals bei der Pflanzengeschichte haßte ich Sie. Ich hatte vor, Sie gründlich zu blamieren und dann aus dem Hause zu jagen. Doch bald sah ich, daß Ihnen das Aufschneiden nicht geläufig war, und als Sie dann gar alles eingestanden, — Sie wissen ja wegen der Kinder, — da, — nun, da jagte ich Sie eben nicht fort. Es hat mich nicht gereut. Sie haben unseren Bergfrieden nicht gestört. Sie sollen wiederkommen!"

Damit bleibt er stehen. Ich fasse seine Hände und drücke sie fest:

„Sie guter Mensch! Sie wissen nicht, wie glücklich ich bei Ihnen war, wie viel ich durch Sie gewonnen am Gemüt! Lohn's Ihnen Gott! Und übers Jahr komme ich wieder!"

Er küßt mich auf die Stirn und geht. Als er an der Biegung des Waldweges verschwunden ist, lehne ich mich an die nächste Tanne und weine.

* *
*

Ich kam wieder im nächsten Jahr und auch noch manches Jahr darauf. Es war, als sei die Sehnsucht, in die Ferne zu schweifen, gänzlich in mir erstorben. Ich machte keine Ferienpläne mehr wie ehedem, sondern bald nach Schulschluß schnürte ich mein Ränzel und pilgerte hin zur stillen Höhe. Oft hat mich ein Bekannter nach meinem Sommeraufenthalt befragt, ich habe aber das stille Asyl noch keinem verraten bis auf den heutigen Tag. Es ist nicht der krasse Eigennutz, der mir dies Schweigen auferlegt, sondern die Befürchtung, daß der Friede, das beste Gut der Bergbewohner, diesen verloren gehen möchte und sie dafür nichts einheimsen würden als eine Nebeneinnahme, die nicht einmal die neuerwachenden vermehrten eigenen Bedürfnisse aufwiegen würde, gar nicht zu denken an die idealen Güter, die geopfert werden würden. —

Ich wurde auf der stillen Höhe immer mit herzlicher Freude empfangen. Das ganze Dörflein hieß mich stets willkommen. Und dem Willkommensgruße folgten dann immer herrliche Tage stillen Glückes.

Stein wurde mir vertrauter von Jahr zu Jahr. Und einmal, — der Anlaß ist mir zu heilig, er soll nur in meinem Herzen und nicht auf dem Papiere stehen, — nannte er mich seinen Freund. Das Wort erfüllt mich noch heute mit stolzem Glücke, denn ihm war es kein leerer Name.

Am Nachmittage desselben Tages blieb ich allein. Stein schrieb. Am Abende aber brachte er mir ein Licht in mein Zimmerchen und ein paar beschriebene Blätter.

„Da,“ sagte er, „Freunde sollen sich ganz kennen. Du kennst mich noch nicht ganz. Auf diese Blätter habe ich das geschrieben, was du als Freund von mir wissen mußt. Lies es, und schau mir morgen offen ins Gesicht wie immer!“

Er ging. Zitternd vor Aufregung griff ich nach den Blättern und las:

„Es liegt viel Land zwischen einer Kindeswiege aus Ebenholz und einem Brettstuhle, darauf ein alter Mann sitzt. Viel Land und viel Zeit! Und es ist auch ein weiter Weg von einem Spielsaal, darin man Geld und Gut, Familienglück und eigenes Glück, Ehre und Leben auf ein paar Karten setzt, bis zu einem stillen Waldweg, darauf der Fuß einen Umweg macht, weil er einen Wurm nicht zertreten will. Es gehört unendlich viel Gnade dazu, wenn ein Auge, das selbst vor der selbstmörderischen Waffe nicht mehr zuckte, weil Sünde und Schmach ihm die Lider lähmte, noch einmal glücklich aufleuchten lernt beim Anblick einer weißen Wiesenblume.

Ich habe das Land durchmessen von der Ebenholzwiege zum Brettstuhle, ich bin den Weg gewandelt vom Spielsaal zum Waldpfad, und mein Auge ist es, das einst Gott versuchte, und dem jetzt beim Gebete die Wimper auf die Wange fällt. Ich war einmal reich, und jetzt bin ich arm, einmal ein vornehmer Mann, der sich Doktor nannte und dem man Großes prophezeite, und bin jetzt der Bergschulmeister, den niemand kennt; aber ich war auch einmal ein großer Lump und bin jetzt ein alter Mann, der seinen Frieden gefunden hat.

Wollte ich über mein Leben berichten, so würde es

eine lange Erzählung sein, eine Erzählung, an der sich ein braver Mann den Ekel erlesen müßte. So will ich's kurz machen.

Ich bin aus adeligem Hause. Unter dem Namen Stein kennen mich nur die Bewohner der stillen Höhe. Meine Eltern waren begüterte Leute, und für meine und meiner Schwester Ausbildung wurde das irgend Mögliche gethan. Ich kann auf eine reine Kindheit zurückblicken und auf eine gute Haltung in meiner Jünglingszeit. Ich preise Gott dafür und glaube, daß ich jenen reinen Jugendjahren mein glückliches Alter zu verdanken habe. Ich war fleißig, alle Welt nannte mich begabt, und so absolvierte ich mit Ehren das Gymnasium und machte gute Fortschritte in den Universitätsstudien. Ich trieb sociale Wissenschaften, befreundete mich aber auch innig mit den naturkundlichen Fächern. Ich kann sagen, daß ich ein eifriger Student war. Verhältnismäßig zeitig erlangte ich den Doktorgrad, verließ aber trotzdem die Hochschule noch nicht, sondern studierte weiter. Meine Verhältnisse gestatteten mir, das Studieren aus purem Idealismus zu betreiben. Bis dahin war alles schön und gut. Mein Vater, ein Offizier, brummte freilich über den Einzigen, den er einen „Stubenhocker und schweinsledernen Helden“ nannte, aber meine Mutter sah mit innigem Glücke auf mich, und meine Schwester, die zu einer holden Jungfrau heranblühte, liebte mich schwärmerisch.

Da fiel mein Vater im Duell.

Ein einziger Satz vermag das Ereignis zu berichten, es ist ja auch in einer einzigen Sekunde geschehen. Aber

der Jammer, der ihm folgte, füllt Jahre aus, — böse Jahre!

Wenn ein Unglück trifft in eine Familie, deren Glieder sich sehr nahe stehen, wirkt's wie ein Granatschuß, der in eine geschlossene Reihe fällt, — es verwundet alle.

O, wenn ich an meine Mutter denke!

Sie war so fromm, sie glaubte fest, daß nur auf einen seligen Tod eine selige Ewigkeit folgen könne. Nun war der Vater im Duell gestorben! Und sie hatte den Vater so heiß geliebt!

Einen Blick hatte er zum Himmel gesandt, ehe er verschied. Daran klammerte sich die Hoffnung ihrer Liebe! Noch heut' höre ich ihr schluchzendes Gebet:

„Herr, laß es einen Blick sühnender Reue gewesen sein!"

Wo ist ein Sohn, der einen solchen Jammer nicht teilt, der aus den Wunden eines solchen Mutterherzens nicht die Kraft trinkt, der Armen Tröstung zu sein bis ans Ende, ein Sohn, der das Herz hat, einer solchen Mutter neues Weh zu bereiten?

Hier! — Ich! —

Die Kugel, die die Brust des Vaters durchbohrte, hatte auch die Seele des Sohnes getroffen. Seit dem Tode meines Vaters betete ich nicht mehr, und wenn ich einmal zum Himmel sah, geschah es mit grollendem Auge. Mit dem Beten stellte ich das Arbeiten ein. Ich fand kein Gefallen mehr daran. Dafür grübelte ich. Und bei allem Grübeln legte sich mir eine Rinde ums Herz. Kein Mitgefühl kam in mir auf für den gefallenen Offizier, ich schalt ihn bei mir den treulosen Verderber unseres Glückes. Schlimmer aber noch sündigte ich an der Mutter

Anfangs zerriß mir ihr Jammer die Seele, und ihr stetes, halb verzweifelndes, halb hoffendes Gebet brachte meinem jungen Herzen täglich neue, schwere Erschütterungen. Und über all dem Weh und der Glücklosigkeit der Tage bäumte sich die Jugend in mir auf, und mir wurden die Klagen lästig. Und einmal schalt ich die Gedanken der Mutter, die ich allzu orthodox nannte. Da sah sie mich tieftraurig an. Von diesem Tage an sah ich von ihr keine Thräne mehr, aber ihr bleiches Gesicht sagte mir mehr als Thränen und Worte, und ich wurde noch verbitterter.

Endlich meinte ich's nicht mehr ertragen zu können und mied das Haus, soviel ich konnte. Wenn man aber nicht arbeitet und auch nicht gern zu Hause ist, wird man meist ein Bummler. So auch ich. Ich lernte auf einmal das Kartenspielen und lief in alle Kneipen. Ich benahm mich etwa so wie einer, der versucht, sein böses Gewissen zu betäuben. Nur, daß es bei mir nicht das Gewissen war, sondern der Gedanke an Vater und Mutter, der mir unerträglich schien. Meine Ruhe war zu heiter gewesen. Nun ich aus ihr aufgeschreckt wurde, war ich nicht stark genug, festzustehen.

Da trat eine neue Wendung in meinem Leben ein: Mitten in meiner Herzenseinsamkeit traf mich wie ein blendendes Glück die Liebe. Nur langsam fand ich, ein Glückentwohnter, mich zurecht. Dann aber war ich glückselig. Sie war eine Bürgerliche, aber sie erschien mir wie ein Engel. Ich will hier keiner Schwärmerei verfallen; nur eines will ich zur Charakterisierung meines Zustandes anführen.

Ich bin einmal vor meiner Mutter niedergekniet und habe gesagt:

„Mutter, nun ich liebe, begreife ich dich! Ich liebe mehr, als du geliebt hast! Wenn mir nur der Gedanke käme, daß meine Einzige einmal um ihre Seligkeit kommen könnte, ich würde wahnsinnig!“ — —

Was ist noch zu sagen? Eines: Mein Glaube an die Herzensgeliebte war ein Irrtum. — —

Nun kommt der Teil meiner Geschichte, von dem ich sagte, er würde, ausführlich erzählt, dem Leser Ekel erwecken. Darum will ich's kurz sagen:

Ich wurde ein bodenlos leichtsinniger Mensch. Ich zwang mich zum Laster. Meine Bewegung nach der schiefen Ebene hin war ein jäher Sprung, der notwendig zu tiefem, schwerem Falle führen mußte.

Eines will ich noch bekennen. Das folgenschwerste meiner Laster war die Spielwut. Eines Tages sagte meine Mutter:

„Mein Sohn, deine Schwester und ich, wir haben noch dreitausend Thaler. Nimm's uns nicht!“

Vier Wochen darauf war das Geld verspielt.

Damals lud ich die Pistole und setzte sie an die Stirn. Ein schwarzer Schleier legte sich über meine Augen. Ich drückte ab.

Die Pistole versagte.

Im selben Augenblicke stürzte die Schwester ins Zimmer:

„Die Mutter stirbt!“ —

Gottes Werk! — — —

Die Mutter starb nicht. Gott gab mir gute Worte ein, die sie erhielten. Eine große Hoffnung vermag eine fliehende Seele aufzuhalten. — —

Zum Schluß! Die Schwester ging in ein Kloster. Sie war immer eine stille Seele. Sie hat ihr Glück und ihr Heil gefunden. —

Ich aber wurde Schulmeister auf der stillen Höhe. Wie 's kam? Früher hat ein Weber, der lesen und schreiben konnte, hier auf eigene Faust einigen Unterricht erteilt. Niemand wußte von der stillen Höhe. Da hat sich ein Regierungsbeamter hierher verirrt und auf eine andere Besetzung gedrungen. Ich erfuhr's. Ich hatte indes schon wieder in einem Privatamt ein unbescholtenes Leben geführt und bekam durch einen Fürsprecher, dem ich meine und der Mutter Sehnsucht nach der Weltflucht aussprach, die Stelle. Sonst weiß niemand, wohin ich gekommen.

Bald nach der schrecklichen und doch gnadenreichen Nacht, in der es Licht wurde in meiner Seele, vergönnte mir Gott, der Mutter ein großes Glück zu bereiten. Ich suchte einen der Sekundanten auf, die bei des Vaters Tode waren, und fragte ihn aus. Bisher hatte ich diese Leute als unsere ärgsten Feinde gemieden. Der Mann war von meinem Anliegen erschüttert; aber er schwor mir in die Hand, Vaters letzter Blick sei von verzehrender Glut gewesen, und er habe dabei den Namen „Jesus" gesagt. Durch diese Nachricht ist meine Mutter gesund geworden. —

Ich nahm sie mit mir auf die stille Höhe. Die Leute verehrten sie. Wie ich sie gehegt, will ich nicht

sagen. Sie ist glücklich gewesen bis zu ihrem frommen Tode. —

Später habe ich das Weib genommen. Ich war Bergschulmeister geworden, und sie war gesund an Leib und Seele. Deshalb!

An die Welt denke ich selten noch. In einer Dachkammer stehen einige Kisten mit Bücher. Den Kammerschlüssel warf ich in den Bach. Einigemale habe ich im Laufe der Jahre versucht, das Schloß zu sprengen, aber immer wieder davon abgelassen. Ich habe hier oben andere Wissenschaften zu pflegen. —

Ich bete und arbeite. Ich weiß, daß mir Gott verziehen hat, denn er hat mir Frieden gegeben.

Das ist meine Geschichte! Bleibe mein Freund!"

Als ich die wenigen Worte gelesen hatte, waren mir die Augen heiß. Am anderen Morgen sagte ich zu Stein:

„Ich liebe dich!" —

Ich wollte ihm die Blätter zurückgeben; er aber sagte:

„Behalte sie! Bist ein Geschichtenschreiber! Schreib's auf, das von mir und der stillen Höhe, wenn du willst! Vielleicht kann's manchem dienen; mir aber schadet's nicht!" —

Ich hab's aufgeschrieben in dies Büchlein. Wenn ich übers Jahr zum Freunde komme, will ich's ihm zeigen. Und was er mir zur Kritik sagt, will ich mir merken Wort für Wort.



Schmiedefeuer.

(Eine Charakterstudie.)



Meist brennt das Schmiedefeuer langweilig. Es qualmt. Tote Asche liegt darüber her und läßt nur zuweilen einen goldenen Funken durchschimmern.

Dann liegt der Jackel gelangweilt in der großen, schwarzen Wandnische, darin sein Vater, der Schmied, Handwerkzeug und Eisenstangen aufbewahrt und an dessen linken Seite der Blasebalg ist, unter dem das Feuer glimmt. So still liegt der Junge, den Kopf auf den rechten Arm gelegt, daß man meinen könnte, er schläft. Aber er schläft nicht, er lugt unter den mehr als halbgeschlossenen Wimpern hervor nach dem Feuer. Er lauert.

Auf das Feuer lauert er und auf seinen Vater, den Schmied. Faßt der mit der großen Zange ein Eisenstück und nähert sich damit dem Feuer, gleich springt der Junge auf, schnell, wie von einer großen Erregung getrieben, und hat nun die Augen weit geöffnet auf das Feuer gerichtet.

„Zieh! zieh! Huh! Ach!"

Hoch auf flammt das Feuer. Es beleuchtet das blasse, schöne Gesicht des Knaben, es strahlt in seine schwarzen

Augen, und man weiß nicht, ob das Feuer mehr glänze oder die Augen.

Wenn aber dann der Schmied mit dem rotglühenden Eisen an den Ambos tritt und den Hammer darauffallen läßt, daß die Funken herumstieben, dann ist beim dritten oder vierten Schlage der Junge zur Schmiede hinaus.

So auch heute.

Vor dem Hause schaut sich der Jackel um. Im Gärtchen gewahrt er die Großmutter. Sie jätet. Da er just nichts Besseres weiß, tritt er zu ihr.

„Willst du mir helfen, Jackel?“ fragt die Alte.

„Helfen? Ich?“

Die Gegenfrage kommt dem Jungen vom Munde wie staunender, gekränkter Stolz, so daß sich die Großmutter ärgert, ihn erst zu derselben veranlaßt zu haben. So sagt sie beschwichtigend:

„Laß nur sein, Jackel, ich sagte halt nur so! Aber bleib ein bißchen bei mir!“

Die Alte jätet emsig weiter, der Junge aber steht aufrecht und schaut. Bis zu den Windmühlen oder bis zur blaugrauen Linie des Horizonts oder noch weiter, wer weiß!

Unausgesetzt beugt sich der morsche Rücken der Großmutter über das Gemüsebeet, unausgesetzt fahnden die steifen Finger nach Kreuzkraut und Milchdisteln, und unausgesetzt zieht der Ärger durch das greise Haupt über die Frage: „Willst du mir helfen, Jackel?“

Der Jackel ist nicht für die Arbeit. Seine Mutter war eine Prinzessin, wohl keine mit Schlössern und seidenen Kleidern, aber doch gewiß eine. Die Leute im

Dorfe hatten sie alle so genannt und waren ihr doch gar nicht gut.

Mit einer wandernden Truppe war sie ins Dorf gekommen. Sehr blaß und sehr traurig war sie gewesen, aber auch sehr schön. Da war es um den Sohn der alten Katharina geschehen gewesen. Bald hatten ihr die Nachbarn ins Ohr gezischelt: „Er läuft der Komödiantin nach", und sie, die Mutter, hatte es ja noch eher gemerkt als die Nachbarn. Sie hatte ihn gewarnt und viel geweint und gebetet, aber genutzt hatte es nichts. Und eines Tages war er in die Stube gestürmt, erregt und voll Jubel, der sonst so stille Sohn.

„Mutter, sie wird mein! Ich habe ihr alles gesagt, alles, Mutter! Da sind ihr Thränen in die schönen Augen gekommen, und sie hat mir die Hand gereicht. Ich will eine Heimat haben, hat sie dabei gesagt. Ist das nicht ein großes Glück, Mutter?"

Katharina hatte nicht gewußt, ob das ein großes Glück sei, aber sie hatte sich gefügt. Der Sohn hatte die Fremde genommen und sie als Frau in die Schmiede geführt. Was die Leute alles geredet und geschmäht haben, hat Katharina längst vergessen. Es ist gut, daß sie's vergessen hat, denn es war ein liebloses Gerede.

Aber die Blasse selbst kann sie nicht vergessen, obwohl sie ihr beinahe ganz fremd geblieben war in den elf Jahren, die sie beide in demselben Hause verlebten. Sie war und blieb eine Fremde.

Von dem fernen Lande, aus dem sie stammte, hat sie wenig erzählt, aber immer an dasselbe gedacht. Gelächelt hat sie nie. Erst als der Knabe geboren war

und sie sah, wie ähnlich er ihr sei, hat sie laut aufgejauchzt.

Von da an gehörte ihr Leben dem Kinde. Sie widmete demselben alle Arbeit, alle Sorge. Die Hauswirtschaft mußte die Mutter besorgen. Der Gatte war's zufrieden, er verehrte sie wie ein Glück, das er nicht verdiene. Sie liebte ihn kaum, aber sie strich ihn manchmal sanft über das Haupt und sagte: „Du bist so gut und so treu!"

Mit dem Knaben sprach sie den ganzen Tag, immer aber in fremder Sprache. Davon verstand die Großmutter kein Wort; aber es mußten absonderliche Dinge sein, die die beiden besprachen. Manchmal weinten sie beide, dann wieder jubelten sie laut auf, am lautesten der Knabe, und meist träumten sie in den blauen Himmel hinein.

„Laß sie, sie erzählt ihm Geschichten", sagte der Sohn und war fleißig von früh bis spät. Sie selbst hielt er nie zur Arbeit an und noch viel weniger das Kind.

„Sie sind nicht dafür", sagte er.

Da starb die Frau. Laut jammernd stand der starke Schmied am Sarge seines Weibes, lautlos und ohne Thräne der Sohn. Als sie vom Friedhofe heimgekehrt waren, kletterte der Junge an dem tiefgebeugten Vater empor und sagte:

„Wein doch nicht! 'S ist alles Unsinn; sie kommt schon wieder."

Auf diese Wiederkehr wartete er. Als er aber immer vergebens harrte, wurde er ganz still und verschlossen.

Stundenlang lag er neben dem Schmiedefeuer und starrte nach den glimmenden Kohlen. Der wortkarge Schmied sprach nicht mit ihm, aber er sah wohl alle Minuten zu ihm hinüber. —

Das alles geht der Großmutter beim Jäten durch den Kopf, und das ist gar nicht sonderbar, denn sie denkt beinahe immer an dasselbe. Jetzt richtet sie sich auf.

„Erzähl mir doch, Jackel, warum du immer aus der Schmiede läufst, wenn der Vater Eisen hämmert.“

„Ich geh' nur, wenn er rotglühendes hämmert.“

„Und warum gerade bei dem rotglühenden?“

„Weißt du's nicht?“

Die Alte schüttelt den Kopf.

Der Junge schweigt ein Weilchen, dann sagt er:

„Ich will dir ein Märchen erzählen. Paß auf, Großmutter!

Es war einmal etwas sehr Schönes, etwas, das war noch viel schöner als das Gold. Das Gold ist tot und schimmert nur ganz matt, aber dieses Schöne lebte und glänzte und funkelte, ach, so herrlich! Und wenn der Sturm kam, wuchs es, wuchs ganz hoch und loderte auf und glänzte so hell wie die Sonne.

Da kam ein Mann, der hatte ein Eisen in der Hand. Mit dem Eisen fing er das Schöne, und als er es gefangen hatte, schlug er es tot. Dem Eisen zuliebe! —

Weißt du, Großmutter, was das ist?“

Die Großmutter nickte.

„Ich denke, das Schmiedefeuer.“

„Das Schmiedefeuer — ja, das Schmiedefeuer könnt's schon sein,“ entgegnete der Junge lebhaft, „ich hab's zuerst

auch gedacht, als mir das Märchen einfiel, aber eigentlich, Großmutter, ist doch die Lösung zu dumm. Es muß etwas anderes sein, Großmutter, etwas Ähnliches, aber viel Besseres. Weißt du's, Großmutter?"

Die Alte schüttelt den Kopf.

„Ich weiß es auch nicht," sagte der Junge traurig, „aber ich ahne, daß es etwas — mit mir ist. O, wenn doch die Mutter lebte, die wüßte es gewiß. Aber die Mutter ist tot."

Die Alte richtet sich erschrocken auf.

„Sieh mich nicht so ängstlich an, Großmutter, ich weiß jetzt, daß die Mutter tot ist." — —

Nach einem Jahre starb die Großmutter. Vater und Sohn gingen miteinander heim vom Friedhofe.

„Der Herr Pfarrer hat eine sehr schöne Rede gehalten und die gute Großmutter sehr gelobt, nicht wahr, Jackel?"

„Ach ja, Vater, aber das Beste und Traurigste hat er doch vergessen."

„Und das wäre?"

„Siehst du, Vater, seit die Mutter tot ist, habe ich bloß der Großmutter die Märchen erzählen können, die ich mir ausdenke. Sie hat nicht alles verstanden, beileibe, aber sie hat so gut zugehört. Jetzt ist sie tot, und du hast keine Zeit für mich."

„Sei still, Jackel, ich werde jetzt immer Zeit haben, wenn du mir etwas erzählen willst."

Und sie traten in die verwaiste Schmiede. — —

Im Gerichtskretscham war Gemeindesitzung. Die Bauern hatten über den Steffen zu beraten, den Sohn

des Lumpenmatheis, welcher den Vater verloren hatte und nun so verwaist war, daß ihn das Dorf als „Gemeindekind“ übernehmen mußte.

Bei den Bauern ist fast alles traditionsmäßig festgelegt, auch die Wohlthätigkeit. Traditionsmäßig legt der Bauer am Sonntag einen Zweipfennig in den Klingelbeutel, traditionsmäßig giebt er an die Armen seine Gaben an Brot, Milch, Kartoffeln, traditionsmäßig legt er seine Hand schwer und unablöslich auf den Geldkasten. Ein „Gemeindekind“ aber ist ein seltener Fall, für den die Überlieferung keine bestimmte Lösung vorrätig hat.

Es gab daher heut arg viel Kopfzerbrechen im Gerichtskretscham, und Kopfzerbrechen ist nicht aller Leute Sache. Am bequemsten war's noch zu schimpfen. So schimpfte man über den Lumpenmatheis, der gern einen Schnaps getrunken hatte, was an seinem der Gemeinde so unbequemen Tode schuld sein sollte, und räsonnierte über den Steffen, der zu nichts, aber auch zu gar nichts nütze sei.

Abseits, nahe der Thür, saß der Schmied, ernst und schweigsam wie immer. Er wußte wohl selbst nicht, warum er heute zur Gemeindesitzung gegangen war. So hörte er auch nur mit halbem Ohr, was die Bauern bramabarsierten.

„Äpfel maust er und Birnen,“ schimpfte der Alleepächter. „Als ob so ein Schlingel nötig hätte, Obst zu essen.“

„Und meinen Nero hat er lahm geworfen,“ klagte ein anderer, und niemand widersprach, obwohl alle den Hund als einen bösen Köter haßten und fürchteten.

„Liederlich ist der Steffen über die Maßen," ließ sich ein Dritter vernehmen. „Die gute Jacke, die mein Junge vor zwei Jahren noch am Sonntag trug, und die ich ihm schenkte, hat er in einem halben Jahre heruntergesetzt."

„Essen soll er auch unheimlich viel," seufzte der geizige Krüger.

„Und faul ist er," schrie der Bader, „faul wie der Schmiedejackel."

Der Bader hatte mit seiner unangenehmen, grellen Stimme die Worte laut in die Stube hineingeschrillt. Es folgte denselben eine augenblickliche, unheimlich berührende Stille. Aller Blicke richteten sich nach dem Tische an der Thür, auf den Schmied. Der saß mit vorgeneigtem Kopfe da, die Augen nach dem Tisch gerichtet, daher die Stimme gekommen, starr, als hätte ihn die vernommene Beleidigung gelähmt.

Da kommt plötzlich Leben in die mächtige Gestalt, der Schmied richtet sich auf, wie ein Kinderspielzeug schiebt er den Tisch beiseite, daß die Gläser darauf umfallen, und steht im Nu mitten in der Stube.

„Wer," ruft er mit lauter, aber zitternder Stimme in die Stube hinein, „wer sagt so was von meinem Kinde?"

Die Bauern rücken dichter zusammen, und der Bader kichert verlegen mit seiner hellen, unangenehmen Stimme. Da ist der Schmied unterrichtet.

„Du, Bader, du? Du, Elender, du schmähst mein — Kind? — Das ist dein Unglück, Bader — dein — Unglück!"

Alles Blut strömt dem Schmied ins Gesicht, seine Augen scheinen rotunterlaufen, mit einem gewaltigen Ruck reißt er den Tisch, dahinter der Bader sitzt, beiseite, und mit einem ächzenden Laut, wie ein gereiztes Raubtier, will er sich auf den Beleidiger stürzen. Da wird er von einem Dutzend Fäuste gepackt und festgehalten.

„Haltet ihn, haltet den Rasenden!“

„Gebt mich frei, — er hat — mein Kind gelästert!“

Mit Riesenanstrengung arbeitet der Schmied gegen seine Angreifer, umsonst, er vermag die vielen nervigen Hände nicht abzustreifen.

„Gebt mich frei! Mein Kind, mein Jackel!“

Und weiter ringt er vergebens. Der Bader fühlt sich, von so vielen Armen geschützt, völlig sicher. Damit wächst auch seine Unverschämtheit wieder.

„Was habe ich gesagt?“ schreit er, „die Wahrheit habe ich gesagt! Die ganze Gemeinde weiß, daß der Schmiedejackel der nichtsnutzigste Schlingel des Dorfes ist. Den ganzen Tag steht er herum, gafft nach den Wolken und redet verrücktes Zeug. Und das hat er alles von der Mutter gelernt, die auch —“

„Bader!“ Das eine Wort klingt zugleich wie ein Wehruf und wie eine fürchterliche Drohung. Doch den, den's angeht, beirrt's nicht.

„Die,“ sage ich, „auch faul war, faul und nicht recht gescheidt und —“

„Elender!“

Drei oder vier Bauern taumeln nach der Wand, der Schmied hat den rechten Arm frei bekommen, er erfaßt blitzschnell ein Bierglas, das auf dem nahen Tische steht,

und wirft es mit fürchterlicher Wucht dem Bader an den Kopf. Mit einem Aufschrei, blutüberströmt, gleitet der Getroffene an der Wand nieder und rührt kein Glied mehr.

„Haltet ihn. Schlagt ihn tot, den Mörder! Führt ihn zum Gericht! Nehmt euch in acht, daß er nicht einen Zweiten töte!“

Die Rufe hallen entsetzt, wirr durcheinander. Die Furchtsamen treten vom Schmiede zurück.

Der aber steht regungslos inmitten seiner Ankläger und Bedränger. Sein Gesicht ist aschfahl, die markigen Arme hängen ihm schlaff am Körper herab.

„Es mußte — so — sein, — mein Jackel und — mein — mein — armes — Weib — beschimpft! — Da, — bindet mich!“ — — — —

Es war Nacht. Wie ausgestorben lag die Dorfstraße, nur der Herbstwind trieb sein Spiel darauf mit dürren Zweigen und welken Blättern. Am Himmel hingen schwarze Wolken voll kaltem Regen.

Nur im Kretscham schimmerte noch Licht zwischen den schlecht schließenden Fensterladen hindurch. Die Bauern, aufs höchste aufgeregt durch die blutige Scene des Tages, erblickten darin eine günstige Gelegenheit, sitzen zu bleiben, zu plaudern und zu trinken.

Nun besprachen sie schon seit Stunden denselben Stoff und wurden dessen durchaus nicht überdrüssig. Ihre Phantasie, sonst lahm und träg, war mit einemmale lebhaft, geschäftig; Kombination folgte auf Kombination, und wenn diese Bauern hätten Vorsehung spielen dürfen, wär's dem armen Schmiede übel genug ergangen.

Nicht, daß ihnen der Schmied besonders zuwider gewesen wäre! Er war im Gegenteil ein tüchtiger Handwerker, der niemand ein Leid zufügte, freilich in seiner schweigsam ernsten Art auch niemand zu Gefallen redete. Aber er hatte ein fremdes Element ins Dorf gebracht, das fremde Weib, das so ganz anders war wie die übrigen Frauen, in ihrer Art vornehm, niemand zugänglich. Und der Junge war wie sie. Das hatte ein Mißbehagen gegen den Schmied genährt in den schwerfälligen Gemütern der Bauern, ein Mißbehagen, das nun auf einmal einen Abfluß bekam. Dazu kam der Kitzel, den eine außergewöhnliche Begebenheit auf ein ödes Leben immer ausübt, eine wohlthuende Erregung, der man sich hingeben kann, ohne für sich das mindeste befürchten zu müssen.

Düster-rot brannte die Petroleumlampe in dem Tabaksqualm der Wirtsstube. Die Bauern starrten behaglich vor sich hin in den Rauch ihrer Pfeifen. Keiner schaute sich um. Sonst hätte er leicht ein großes, dunkles Auge erschauen können, das durch die Öffnung der Fensterladen hereinschaute.

Draußen am Wirtsfenster hockte, vom Regen durchnäßt und vom Sturme geschüttelt, der Jackel. Er fror und zitterte am ganzen Leibe. Doch er rührte sich nicht. Aufmerksam, mit brennendem Auge, schaute er nun schon seit zwei Stunden zum Wirtsfenster hinein. Und immer wieder preßte er das Ohr an die feuchtkalte Scheibe, um zu erfahren, was die Bauern redeten. Umsonst, der Sturm polterte zu sehr mit dem Fenster, und die Stimmen

der Bauern schollen im wirren Durcheinander undeutlich aus der Stube.

Da öffnete einer, dem des Qualmes doch zu viel geworden sein mochte, das Fenster. Zur Not konnte der Jackel noch zur Seite weichen. Mühselig klammerte er sich an die Weinspaliere, die an der Wand waren, fest. Der Bauer befreite ihn indes bald aus seiner unbehaglichen Lage, indem er ins Zimmer zurücktrat.

Nun konnte auch der Jackel durch das offene Fenster leichter die Stimmen vernehmen, deren Inhalt er so gern erforscht hätte. Die Hartnäckigkeit der Bauern in der Behandlung ihres Themas kam ihm zu Hilfe.

„Der Bader stirbt sicher," sagte eben der eine, „der Doktor aus der Stadt hat's gesagt."

„Nein," sagte ein anderer, „er hat nur gesagt, der Bader ist in Gefahr."

„Gefahr, hm, kennt man schon! Sagen die Doktors immer, wenn sie keinen Rat mehr wissen und doch mit der nackten Wahrheit nicht gleich heraus wollen. Der Bader stirbt, paßt auf!"

„Und, Schulze, meinst du denn wirklich, der Schmied —"

„Aber, das ist doch ganz klar! Mein Onkel hat mir viel hundertmal erzählt — Ihr wißt ja die Geschichte vom Fleischersepp. Der Fleischersepp wollte die Tochter seines Meisters zur Frau; aber weil er ein liederlicher Bursche war, wollte ihn der Meister nicht zum Eidam und jagte ihn endlich, als er aufdringlich wurde, aus dem Hause. Da hat der Sepp aus Wut abends den Meister aufgelauert und ihn mit dem Fleischermesser — abgestochen."

Die Bauern schauderten und rückten näher zusammen,

obwohl sie die Geschichte schon unzähligemal gehört hatten.

„Na, und seht Ihr, was ist dem Fleischersepp passiert? Rausgekommen ist's, und geköpft hat man ihn. Warum? „Einen Rachemord“ hat er begangen, haben die Herren vom Gerichte gesagt, und dafür giebt's allemal das Beil. Nun und unser Schmied? Der Bader hat ihn beleidigt, geradeso wie der Sepp von seinem Meister beleidigt worden ist, da hat der Schmied eine Wut gekriegt gerade wie der Sepp und — und er hat einen Rachemord begangen, geradeso wie der Sepp, und darum wird er auch geradeso wie der Sepp —“

„Geköpft!“ vollendete der würdige Chorus.

Da ertönt vom Fenster her ein gellender, markerschütternder Schrei. Wie vom Blitze getroffen, fahren die Bauern zusammen.

„Der Bader! Der Bader! Um Himmels willen, der Bader! Habt Ihr's gehört — der Bader! Gestorben ist er und giebt sich uns zu erkennen, und geradeso geschrieen hat er, wie vorhin, da er getroffen wurde. Das giebt ein Unglück! — Der Bader, der Bader! Wenn nur das Fenster nicht offen gewesen wäre! Wer hat's auch aufgemacht? Ein Unglück — der Bader!“

Während die Bauern jammern und stöhnen, liegt unter dem Fenster auf dem Boden halbbewußtlos der Jackel. Die feuchte, kalte Erde bringt ihn zu sich. Mühsam erhebt er sich und schleicht schlürfenden Schrittes von dannen. Die Bauern hören seine müden, schleppenden Tritte und erschaudern. Keiner wagt sich ans Fenster. Der Jackel aber schleppt sich fort bis in die Schmiede.

Eine undurchdringliche Nacht umfängt daselbst den Knaben, aber er braucht kein Licht, er findet das, was er sucht, im Finstern. Leise klingt's unter dem Werkzeuge des Schmiedes, dann tritt der Junge auf die Straße zurück.

Vorsichtig schleicht er die Dorfstraße hinab, oft stehenbleibend und lauschend. Es tönt aber nichts an sein Ohr als das Pfeifen des Herbststurmes, das Ächzen der vom Winde gebogenen Bäume und das Rauschen der dürren Blätter.

Etwa in der Mitte des Dorfes steht ein kleines, niedriges Haus, das Spritzenhaus. Das Häuslein dient einem dreifachen Zwecke. Von einer alten, unbrauchbaren Feuerspritze, die darin aufbewahrt wird, hat es den Namen erhalten, dann werden die Leichen Fremder und die Leichen der Selbstmörder darin geborgen, und schließlich dient es als Interims-Gewahrsam für Inhaftierte, die bei nächster Gelegenheit nach der ziemlich weit entfernten Kreisstadt abgeführt werden.

Bei dem Häuschen macht der Jackel Halt. Dicht unter das vergitterte Fenster stellt er sich, hält den Atem an und lauscht. Kein menschlicher Laut! Da springt der Junge hoch an der Wand empor, packt oben eine Eisenstange und läßt nicht los, obwohl ihn das Eisen furchtbar in das Fleisch einschneidet. Die tastenden Füße finden endlich ein schmales Sims, darauf sie sich stützen können.

„Vater!“

Keine Antwort.

„Vater!“

Da regt sich's im Spritzenhause.

„Wer ruft? Jackel, du?“

„Ja, Vater, ich! Hör mich schnell, Vater, ehe der Wächter kommt. Die Bauern in der Schenke haben gesagt, du hättest einen Rachemord begangen so wie der Fleischersepp und deshalb würdest du, — aber erschrick nicht zu sehr, Vater, — deshalb würdest du — geköpft."

Der Junge lauscht ängstlich auf die Antwort.

„Das ist Unsinn, Jackel, geköpft werde ich nicht."

„Nicht geköpft? A — a — ach! Aber — auch — wirklich — nicht?"

„Ganz gewiß nicht, Jackel, die Bauern sind dumm."

„Sehr dumm", sagt der Junge mit Überzeugung.

„Aber eingesperrt werde ich, vielleicht lange, lange!"

„Eingesperrt? Du — Vater? Das wäre entsetzlich! Eingesperrt sein ist so schlimm wie sterben! Die Toten sind auch bloß ins Grab gesperrt. Nein, nein, nein, Vater, das darf nicht sein, frei mußt du sein, frei wie das Feuer, wenn der Wind reinbläst! Du mußt raus!"

„Das kann ich nicht, Jackel!"

„Doch! Geh weg, Vater, es giebt Scherben!"

Ein Klirren von springendem Glase im Gefängnisfenster.

„Was thust du, Jackel?"

„Ich bringe die Feilen, deine besten Feilen — doch still — der Wächter — erschrick nicht, wenn ich schreie, Vater, ich thu bloß so —

„Wer ist da am Spritzenhause?"

Beschleunigte Schritte nahen sich dem Gefängnisse.

Da — ein entsetzter, schriller Schrei und ein zweiter und dritter.

Die Schritte sind verstummt, als sei der, von dem sie herrührten, vor Schreck gelähmt, dann Laute, erst klingend wie lallender Schreck, dann kreischende entsetzte Angstschreie:

„Der Bader, der tote Bader! Er ist bei seinem Mörder! Hilfe! Der Bader!“

Und in jagender Hast rennt der Wächter die Dorfstraße hinab.

Der Junge lauscht, dann bricht er in ein kicherndes Gelächter aus.

„Das war gut“, sagt er.

„Was soll das, Jackel?“

„Ich habe den Wächter vertrieben. Er ist accurat so dumm wie die Bauern. Wenn ich schreie, denkt er, der Bader spukt, und kriegt Angst.“

„Der Bader? — Er — ist — doch — nicht — tot, — Jackel?“

„Tot?“

Der Junge macht eine Pause. Dann sagt er rasch: „Gewiß nicht, es wird ihm wohl ganz gut gehen.“

Aus dem Gefängnisse kommt ein tiefes Aufseufzen.

„Der Bader darf nicht sterben, hörst du, Jackel.“

„Nein, er darf nicht“, sagt der Junge.

Ein Weilchen bleibt's wieder still, nur die schweren Atemzüge des Schmiedes dringen aus dem Spritzenhause. Der Junge merkt die Beklemmung des Vaters, aber er fragt nicht darum. Dann beginnt er wieder:

„Nimm die Feilen, Vater, und durchfeile das Gitter! Du mußt raus!“

„Das geht nicht, Jackel.“

„Das — geht — nicht? Das muß gehen! Feile nur, dann geht's schon."

„Und dann, Jackel?"

„Dann ziehen wir weit fort. Weißt du wohin? In das Land der Mutter. O, du weißt nicht, wie schön es in dem Lande der Mutter ist, aber ich weiß es. Feile, Vater!"

„Ich thu's nicht!"

„Du thust's nicht? Du mußt's ja thun! Sonst wirst du eingesperrt, das sagst du selbst."

„Ja, Jackel, aber ich will meine Strafe auf mich nehmen."

„Du willst — willst — eingesperrt werden, — willst — Vater?"

„Ja, Jackel!"

Da läßt der Junge los und springt vom Simse hinab.

„Wo bist du, Jackel?"

Keine Antwort.

„Jackel! Jackel! Jackel! Gieb Antwort!"

Der Schmied ruft mit lauter Stimme den Namen, aber nur der Herbstwind antwortet ihm, der schneidend-kalt zu dem zerschlagenen Fenster hereindringt.

„Jackel! Jackel! Jackel! —

Der kauert regungslos auf dem feuchten Erdboden und lehnt das Haupt müde an die rauhe Mauer des Spritzenhauses. Ein Weh schneidet durch seine junge Seele. Mitten im jagenden, kalten Herbstnebel friert ihm nichts als das Herz, und das friert ihm bei dem

Gedanken an den Mann, der drinnen im Gefängnisse sitzt und — sein Vater ist.

„Jackel! Jackel! Wohin bist du?“ — —

Es verrinnt Stunde um Stunde. Gespenstisch huschen die schwarzen Wolken über den Himmel, und der Sturm spielt mit ihnen und spielt mit dem Laube auf der Erde und spielt mit dem frierenden Kinde am Spritzenhause. —

Gegen Morgen steht der Jackel auf. Die Glieder wollen ihm versagen, aber er bezwingt sich.

„Vater!“ ruft er von unten.

„Jackel, bist du wieder da? Wo warst du doch, Jackel!“

„Wirf die Feilen wieder raus, Vater. Es ist besser!“

„Das ist wahr, mein Liebling, — da! Aber nun sag mir, wo du warst.“

„Hier war ich!“

„Hier?“

„Ja, hier! Es war sehr schlimm! Der Wind ist so kalt, und dann thut mir was weh, und dann habe ich so viel denken müssen. Hör mich, Vater! Vorhin, als du sagtest, du willst eingesperrt werden, da war mir's im Herzen, als hätte ich dich gar nicht mehr ein bißchen lieb.“

„Jackel!“

„Sei nicht böse, Vater! Siehst du, die Mutter hätte nicht eingesperrt leben können, und ich könnt's auch nicht. Aber du — du kannst's, du willst es gar, und das thut mir weh. Weißt du, wann ich dich am liebsten gehabt habe, Vater?“

„Wann?“ kommt's tonlos aus der Zelle.

„Gestern abend, als ich's hörte, daß du den Bader niedergeschlagen hast. Da kamst du mir so stark vor, Vater, so wie ein Held. Aber dann sprachest du von Strafe, und das klang so, als wenn du die eigene That verdammtest.“

Der Junge macht eine Pause; er erwartet eine Antwort. Da aber keine kommt, fährt er fort:

„Jetzt habe ich die ganze Nacht nachgedacht, und nun weiß ich, daß jeder Mensch so handelt und denkt, wie er muß. Du kannst nicht dafür, Vater, daß du eingesperrt bleiben willst, und ich hab' dich wieder lieb.“

Eine Pause. Dann schluchzt der Schmied:

„Jackel, was wird aus dir?“

„Aus mir? Siehst du, Vater, die Mutter würde so nicht fragen. Sie würde einfach herauskommen und für mich sorgen. Du aber, du bleibst drin, mußt drin bleiben und hast ein so weiches Herz und wirst dich kümmern um mich alle Tage. Das wird ein großer Jammer sein.“

„Ein sehr großer Jammer, Jackel!“

„Und für mich ist's auch schlimm. Weißt du, was ich werden wollte? Ein Dichter, Vater, ein großer Dichter! Du glaubst gar nicht, wieviel Geschichten ich weiß, schönere wie die der Mutter. Und die Geschichten habe ich alle selbst ausgedacht und wollte sie in große Bücher aufschreiben, daß sie alle Menschen lesen könnten. Deswegen wollte ich auch immer nicht arbeiten. Was kann man bei der Arbeit denken? Daß man nichts Falsches macht, sonst nichts! Wie schade ist das aber um die Gedanken und um die Zeit! Und jetzt werde ich mich

einem Bauern verdingen müssen und werde kein großer Dichter werden, sondern ein Knecht."

„Jackel!" schreit der Schmied auf, „mein armer, armer, lieber Jackel!" Und er weint bitterlich.

Der Junge steht ganz still, dann sagt er plötzlich:

„Vater, ich muß fort, mich friert auf einmal so sehr. Leb wohl und komme bald wieder! Ich warte hier auf dich!"

„Jackel, mein Kind, mein Sohn! Noch ein Wort! Jackel, Jackel, Jackel!"

Der Gefangene erhält keine Antwort mehr.

* *
*

Am andern Morgen wurde der Schmied abgeführt. Die Dorfstraße beim Spritzenhause und der daranstoßende Garten waren mit Menschen vollständig gefüllt. Eine Blutwelle schoß dem Schmiede ins Antlitz, als er sein Gefängnis verließ und die Menge sah. Wie weh that ihm die Neugier, die sich auf sein Leid richtete, weher fast als die Schadenfreude, die an seinem grollenden Zorn abglitt. Doch alles geht vorüber; auch hinter dem Schmiede verklangen die zischelnden Laute seiner ehemaligen Nachbarn und Bekannten.

Als der Schmied vor den Schranken des Gerichtes stand, war der Bader längst außer aller Lebensgefahr. Dennoch sollte er übel genug zugerichtet sein. Mit Rücksicht auf die schwere Verletzung, aber auch unter vollständiger Zubilligung mildernder Umstände wurde der Schmied zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Die Dorfbewohner empfanden bei der Nachricht eine große Ernüchterung. —

Als der Jackel nach der durchwachten Nacht am Spritzenhause nach der Schmiede zurückgekehrt war, war er gleich in die große, schwarze Wandnische gekrochen und hatte sich an der alten, bekannten Stelle zusammengekauert. Die Müdigkeit lag ihm wie Blei in den Gliedern. Trotzdem schlief er nicht, sondern schaute mit großen, brennenenden Augen hinüber nach der Stelle, wo sonst das Schmiedefeuer war. Wie tot und schwarz lag jetzt da drüben die Asche! So schwarz, meinte der Junge, sehe es in seinem Herzen aus.

Am Morgen wurde es Licht in der Schmiede, der Junge rührte sich nicht, Stimmen erschollen vor dem Hause, der Jackel hörte sie nicht. Da tönt's plötzlich wie die Brandung die Dorfstraße herauf; ein Lärmen entsteht draußen auf der Straße, das grausam in die stille Schmiede hineintönt.

„O Gott, sie bringen den Vater!“

Jackel eilt nach dem hintersten, völlig dunklen Teile der Nische. Dort ist tiefe Nacht, aber der Junge schließt dennoch die Augen und preßt beide Hände fest gegen die Ohren. So steht er völlig regungslos, lange noch, da der Lärm draußen längst verhallt ist.

Gegen Abend macht sich der Jackel auf und geht das Dorf hinab. Keine Thräne vergießt er, als er die heimatliche Schmiede abschließt, nur sehr bleich ist er. Er geht bitten, um Arbeit bitten, er, der Jackel.

„Wenn das die Großmutter wüßte,“ denkt er.

Vor dem großen Hofe des Gemeindevorstehers macht er Halt. Der Schulze müßte sich seiner eigentlich annehmen,

aber Jackel denkt an dessen Erzählung vom Fleischersepp. Da ballt sich ihm die Hand, und er geht vorbei.

Am Ende des Dorfes wohnt ein eigentümlicher Mann. Haust mit seiner alten Wirtin allein auf seinem kleinen Besitztum, arbeitet früh und spät, spricht den ganzen Tag nicht zehn Worte und hält mit keinem Menschen Verkehr.

„Er hat ein böses Gewissen,“ sagen die Leute kurz und bündig und meiden ihn.

Zu ihm geht der Jackel. Ein inneres Gefühl drängt ihn dazu. Er trifft den Sonderbaren vor dem Hause. Der sieht den Jungen wortlos und fragend an.

„Ich bitte Euch um Arbeit und Unterkunft, Senzel,“ bringt der Jackel hervor.

Der Angeredete sieht ihn wieder wortlos an; dann nickt er, zum Zeichen, daß er die Anrede verstanden habe.

„Aber ich — kann — nicht — arbeiten,“ stottert Jackel weiter.

„Viehhüten kannst du,“ spricht da der Schweigsame. „Geh hinein!“

So war der Jackel untergebracht. — —

Am Himmel stand die Oktobersonne. Ein lauer Wind blies noch über die Stoppeln und spielte mit den halb dürren Gräsern und den letzten Blumen am Feldraine. Lang ausgestreckt auf dem Raine lag der Jackel. Wohl mehr als dreißig Schritt von ihm entfernt lag eine Peitsche, und auf dem Felde drüben weideten die Kühe.

Der Jackel schaute hinauf nach dem klaren Herbsthimmel und hörte mit Behagen das Klappern einer nahen Windmühle.

Das Arbeiten kam ihm nun gar nicht so entsetzlich vor, als er anfangs gedacht hatte. Seine vier Schutzbefohlenen waren artige Tiere, die mit großer Gewissenhaftigkeit die Grenzen des ziemlich eng umfriedeten Weideplanes respektierten, sein Brotherr gab ihm die ganze Woche weder ein gutes noch ein böses Wort, kurz, der Jackel war seines Loses recht zufrieden. Er hatte Zeit zu träumen und zu denken, fast so viel Zeit wie daheim in der Schmiede.

Von Zeit zu Zeit hebt der Jackel den Kopf und schaut hinab zum Dorfe, als wolle er nachsehen, ob das Schmiedehäuslein, dessen Giebel aus den gelben Baumkronen herausragt, noch stehe. Seit dem bewußten Abende ist er nicht mehr darin gewesen; den Schlüssel hat ihm der Schulze abverlangt.

Das Häuslein steht noch wie sonst. Der Jackel nickt ihm freundlich zu, und dann sendet er in Ausübung seines Amtes wohl auch einen gelegentlichen Seitenblick nach den Kühen.

„Alles in Ordnung!“ sagt er und träumt weiter. Nach einer Weile thut er einen Pfiff. Hinten auf dem Sturzacker hebt ein struppiger Hund seine Schnauze aus dem Mäuseloche, in das er hineinspürte, und lauscht. Er ist dem Jackel halb als Gehilfe, halb als Gesellschafter mit auf die Weide gegeben, kümmert sich aber um die Kühe ebensowenig wie sein junger Herr, sondern hängt seinen Passionen nach wie dieser. Jetzt erschallt ein zweiter Pfiff vom Raine, der den Hund endlich veranlaßt, sich in leichten Trab zu setzen nach der Pfiffrichtung hin.

Dicht vor Jackel macht er Halt und wedelt kaum merklich mit dem Schweife. An seiner Schnauze hängt ihm noch weicher Acker, die struppigen Haare sind halb grau und halb schwarz.

„Ein schäbiger Kerl," brummt der Jackel vor sich hin, „aber immerhin doch jemand. Kusch, Nero!"

Der Hund legt sich dicht neben den Jungen, der ein Büschel Gras abreißt und damit dem Hunde die Schnauze putzt.

„So, und nun sieh mich an und hör zu! Ich will dir was erzählen, etwas, was dich interessieren kann."

Der Hund schaut indessen den Knaben nicht an, sondern blinzelt hinüber nach dem Sturzacker.

„Vieh, dummes, undankbares!"

Und der Jackel giebt dem Hunde einen Schlag, daß er sich heulend zusammenduckt. Dann liegen beide ganz still, der Junge und der Hund. Nach einer Weile ein Knurren! Jackel rührt sich nicht. Abermaliges Knurren! Der Junge schweigt noch ein Weilchen, dann sagt er:

„Wird dir wohl langweilig, dummer Köter! Wäre dir schon recht! Aber diesmal mag's noch so hingehen. Du bist bloß ein Vieh, und es giebt ja sogar Menschen, denen etwas zu essen lieber ist als die schönste Geschichte. Also hör zu!

Es waren einmal zwei Hunde. Einer war schön und gescheidt, der andere war häßlich und dumm, gerade wie du! Knurre nicht, dummes Vieh, sondern steck dir ganz ruhig ein, was ich dir sage! Also gerade so dumm wie du! Der dumme Hund schnüffelte den ganzen Tag in der Küche herum. Manchmal bekam er Hiebe, aber

er kam immer wieder. Du wirst einsehen, daß er nicht eine Spur von Ehrgefühl im Leibe hatte. Ja, er warf sich so weit weg, daß er sogar den Schweinen die Kartoffeln aus dem Troge fraß. Knurre nicht, ich weiß, daß du das letztere nicht thust. Aber du frißt Mäuse, und das ist nicht viel besser. Weiter! Das ganze Heldentum des dummen und häßlichen Hundes bestand darin, daß er die Gänse und Hühner, welche, des trostlosen Einerlei im Hofe müde, manchmal einen Ausflug in den Garten unternahmen, was ich für berechtigt finde, auf Geheiß seines Herrn herumjagte und den Ungeschickten ein paar Federn ausriß. Du siehst, er war ein ganz kläglicher Wicht.

Ganz anders der schöne und kluge Hund. Er verschmähte es, Brocken und Krumen zu betteln, sondern nahm sich hin und wieder eine Wurst oder so was, denn der Hund ist ein Fleischfresser, und das wußte er wahrscheinlich. Hühner und Gänse jagte er entschieden nicht; das war ihm zu feig, denn das Geflügel war schwächer als er. Dafür war er ein leidenschaftlicher Jäger. Mit den Hasen lief er um die Wette, und wenn er einen erwischte, biß er ihm das Genick durch und ließ sich das Wildbret munden.

Das alles paßte nun seinem Herrn gar nicht, und eines Tages, als er ihn heimtückisch gefangen hatte, schlug er ihn grausam mit einem Stocke.

In der nächsten Stunde schon verließ der Hund den Hof seines Herrn für immer. Du brummst, weil du nicht verstehst, wie man eine regelmäßig sich füllende Milchschüssel, ein warmes Plätzchen unter der Ofenbank

und eine mit weichem Stroh gefüllte Hundehütte freiwillig aufgeben kann.

Ach, Nero, wenn du doch verstehen könntest, wie das ist, wenn man ein heißes Herz hat. Siehst du, dann giebt man alles, alles gern auf, wenn man nur frei sein kann, frei! Im Herbstnebel jagte das edle Tier über die Felder, sein Atem flog, seine Augen glänzten, und er dachte nicht an den warmen Ofen in der Bauernstube; oft mußte er hungern, aber er sehnte sich nicht nach der schmutzigen Milchschüssel, aus der alle Katzen schleckten, und abends lag er in einer Ackerfurche und fror, aber er wollte nicht heim in die Hütte, daran eine Kette klirrte, sondern am anderen Morgen wieder jagen, zügellos, ungebunden, frei! Und als dann die Jäger aufs Feld zogen und sein eigener Herr ihn erschoß, als er blutend auf dem Rasen lag und sah, wie der garstige Hund grinsend die Zähne fletschte und sich an seinem Herrn rieb, — du, wenn er eine Seele gehabt hätte, so wie ich, da hätte er gejauchzt und wäre jauchzend gestorben! —"

„Kind, Kind, woher weißt du das?"

Mit einem Ruck steht der Jackel auf den Füßen. Vor ihm stehen zwei elegant gekleidete Herren. Jackel starrt sie sprachlos an. Da sagt der eine wieder, ein Herr mit einem sehr dunklen, aber freundlichen Gesichte:

„Wir haben deine ganze Erzählung mit angehört, mein Kind! Dein Hund hat uns bemerkt und geknurrt; du aber warst zu sehr von deiner Erzählung hingerissen,

als daß du uns hättest kommen hören. Aber nun sprich, von wem weißt du die Geschichte?"

„Die Geschichte?" fragte der Jackel erstaunt. „Von niemand weiß ich sie!"

„Aber du mußt sie doch von jemand wissen! Oder hast du sie allein ausgedacht?"

„Ich habe noch ganz andere Geschichten ausgedacht wie diese, aber der dumme Hund versteht keine bessere, und sonst habe ich niemand."

„Erzähl mir, Kind, wer du bist, und erzähle mir auch eine deiner Geschichten!"

„Ich mache Sie aufmerksam, Herr Professor, daß es schon kühl wird und die Sonne bald untergehen wird."

„Aber, lieber Herr Doktor, an einem solchen Kinde werden wir doch nicht vorübergehen. Das, was der Knabe erzählte, und wie er es erzählte, das war ja außerordentlich. Wer weiß, was für ein Genie hier der Entdeckung harrt."

„So will ich langsam vorangehen," sagt der andere ein junger, hagerer Mann mit einem müden, nervösen Gesichtsausdruck, und geht. Der Dunkle aber setzt sich auf den Rain, zieht den Jackel neben sich und sagt freundlich:

„So, nun erzähle, und hab keine Angst."

„Angst?" fragt der Jackel verwundert, und dann erzählt er. Zuerst von der Mutter, dann von der Großmutter und dann vom Vater. Auf dem Gesichte des Fremden zuckt's wie Jubelleuchten.

„Mein liebes, gutes Kind, da ist viel Trauriges dabei," sagt er nach der Erzählung, „aber tröste dich, dein

Vater kommt bald wieder heim. Und nun erzähle mir eine von deinen Geschichten."

„Ich weiß sehr viele, und ich verstehe sie auch alle, nur eine verstehe ich nicht und habe sie doch auch selbst erdacht. Die Großmutter wußte auch keine bessere Lösung als ich; aber Sie werden am Ende ein kluger Herr sein und die Lösung wissen."

„Wir wollen sehen," lächelte der Fremde. „Erzähle!"

Und der Junge erzählte:

„Es war einmal etwas sehr Schönes, etwas, das noch viel schöner war als das Gold. Das Gold ist tot und schimmert nur ganz matt, aber dieses Schöne lebte und glänzte und funkelte, ach, so herrlich! Und wenn der Sturm kam, wuchs es, wuchs ganz hoch und loderte auf und glänzte so hell wie die Sonne.

Da kam ein Mann, der hatte ein Eisen in der Hand. Mit dem Eisen fing er das Schöne, und als er es gefangen hatte, schlug er es tot. Dem Eisen zuliebe!

Die Großmutter sagte, das sei das Schmiedefeuer, und ich wußte auch nichts Besseres. Aber ich weiß, daß es etwas mit mir ist. Es wohnt etwas in mir, das so brennt und so schön ist wie das Feuer. Aber es kann gefangen und getötet werden. Was ist das?"

Der Fremde starrte den Knaben fassungslos an. Endlich sagte er:

„Kind, ich habe mich nicht getäuscht in dir! — Das ist ein sehr schönes Märchen, Kind, aber auch ein sehr trauriges! Ich weiß die Lösung, aber ich weiß nicht, wie ich sie dir begreiflich machen soll. Das Leben erst wird dir die Lösung zeigen, leider, leider zeigen, und

das wird sehr bitter für dich sein. Zwei Wörter will ich dir sagen, die beide annähernd passen, das eine heißt „Poesie", das andere „das eigene kostbare Ich". Denk aber darüber nicht zu sehr nach, sinne lieber auf neue Geschichten! Und für jetzt leb wohl, Kind! Aber ich will dich wiedersehen! Komm morgen gegen Mittag aufs Schloß der Herrschaft und frage nach dem fremden Professor. Willst du kommen?"

„Ja!" sagte der Jackel zerstreut. Der Fremde ging. Mechanisch suchte der Junge die Peitsche, holte die Kühe zusammen und trieb sie den Feldweg hinein. Die zwei Wörter, die ihm der Fremde gesagt hatte, und die die Lösung seines Märchens sein sollten, klangen ihm unausgesetzt im Ohr. Aber es war ein fremder, unverstandener Klang.

Sehr langsam ging der Jackel heim, und als er einmal die Augen aufhob, flammte die Abendsonne auf in goldenem Glanze und ging gleich darauf unter. — —

„Ich beschwöre Sie, gnädige Frau, mir Glauben zu schenken," sagte am späten Vormittag des folgenden Tages der Dunkle zu der Gutsherrin; „es ist wirklich nicht die körperliche Schönheit des Knaben, die den Maler in mir bestochen hat. Ich habe einen Blick gethan in diese Kinderseele, und ich bin geblendet, ja berauscht worden von ihrer edlen Schönheit. In dem Bilde dieser Kinderseele ist keine gemeine Linie, keine übliche, ordinäre Schattierung, da ist Licht, ringendes Licht, das zum Glanze strebt und mit heißen Zuckungen kämpft gegen die Schatten, die es verdunkeln wollen. Meine verehrte, gnädige Frau, verhelfen sie dem Lichte zum Siege!"

„Ihre Begeisterung ehrt sowohl den Künstler als vor allem den Menschen, Herr Professor. Ich bin auch Ihrer Idee, dem Knaben eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen, durchaus nicht abgeneigt. Aber zwei Einwendungen möchte ich Ihnen doch machen: erstens ist der Junge von seiner Mutter, einer Spanierin, stark beeinflußt und kann seine Märchen von ihr haben, zweitens sprechen die Leute nichts Gutes von dem Knaben selbst."

„Was den ersten Einwurf anbelangt, meine Gnädige, so würde er nicht erfolgt sein, wenn Sie, Verehrteste, den Knaben hätten erzählen hören. Soviel Ursprünglichkeit hat nur ein Genie, das ein Werk von der Muse selbst empfangen hat und bei der Wiedergabe neu gebiert. Und die zweite Einwendung, sie war Ihnen Scherz, Sie lächelten selbst, als Sie dieselbe aussprachen. Wenn diese Dorfleute den Knaben nicht haßten, würde er mir ungeheuer gleichgültig sein, denn dann müßten ja die Bauern den Knaben verstehen, und er wäre wie sie. Nein, meine Gnädige, wer nie in seinem Leben arg befehdet, gehaßt, beschimpft, gegeißelt, von der Dummheit beglotzt und von der Mittelmäßigkeit belächelt wurde, der ist kein Genie!"

„Welch ein Anwalt," sagte die Baronin, „der Knabe soll eintreten. Sprechen Sie mit ihm, Professor, er ist Ihr Schützling."

Nun kam der Jackel. Er war angezogen wie immer, ruhig wie sonst und staunte nicht einmal über den für ihn sicher feenhaft ausgestatteten Raum.

„Das Phlegma der Starken," brummte der Professor, dann sagte er:

„Es ist hübsch, daß du so pünktlich bist, Jackel. Das hier ist die Frau Baronin.“

„Ich kenne sie,“ sagte der Junge kurz. Die Baronin verzog ein wenig das Gesicht, und hinter der Gardine trommelte jemand ein paar nervöse Schläge an die Scheiben.

„Komplimente machen kannst du nicht, Jackel?“

„Nein.“

„Schon gut! Du sollst der gnädigen Frau Baronin etwas erzählen, Jackel!“

„Sie ist nicht gnädig!“

„Ooh! Aber Jackel — wieso denn nicht?“

„Sie hat zum Schulzen gesagt, der Vater sei ein roher Patron, weil er den Bader geworfen hat.“

Die Baronin fächelte sich erregt mit dem Taschentuche Kühlung zu, und hinter der Gardine erscholl ein kurzer, aber sehr lauter Wirbel. Der Professor flüsterte der Baronin zu: „Geduld, Gnädigste,“ dann fuhr er fort:

„Die Frau Baronin hat die Geschichte vom Schulzen nicht ordentlich erzählen hören; erzähle du sie, Jackel!“

Davon war der Junge überrascht; daher rief er:

„Ei, das kann sein! Das ist gut! Der Schulze, ja, ja, der Schulze ist ein Dummkopf, der nichts weiß als die Geschichte vom Fleischersepp. Aber ich kann's erzählen, das vom Vater. Passen Sie auf, Frau Baronin!

Der Vater hatte die Mutter und mich sehr lieb, am meisten wohl die Mutter. Er arbeitete den ganzen Tag und hielt keinen Gesellen, weil er alles selbst verdienen wollte. Von dem vielen Gelde, das er bekam, brauchte er selbst wenig. Er aß viel, aber nur billige Dinge.

Ins Wirtshaus ging er nicht, und Cigarren rauchte er auch nicht. Er schnupfte nicht einmal. Aber er kaufte der Mutter schöne Kleider und mir schönes Spielzeug. Und für beide kaufte er Bücher. Er las nie in den Büchern, aber er war glücklich, wenn sie uns gefielen. Die Großmutter brummte manchmal. Aber da machte der Vater bloß so — so mit der Hand, Frau Baronin, und dann mußte die Großmutter still sein. Sehen Sie ein, Frau Baronin, wie lieb uns der Vater hatte?

Als dann die Mutter gestorben war und die Großmutter auch, hatte der Vater nur mich. Er arbeitete den ganzen Tag, aber wenn ich in der Nische lag, sah er sehr oft zu mir herüber. Und wenn er abends müde war und ich ihm noch ein Märchen erzählen mußte, — man muß erzählen, Frau Baronin, — dann riß er die Augen auf, auch wenn er kaum die Lider halten konnte, — er war mir sehr gut.

Da hat einer etwas im Wirtshause auf die Mutter und mich gesagt, etwas sehr Böses. Er hat gesagt, wir seien verrückt. Das ist sehr dumm gewesen, aber auch sehr gemein. Und da hat ihn der Vater verwundet — verwundet — oh, wenn ich's gewesen wäre, ich hätte ihn getötet, Frau Baronin! Darauf ist der Vater eingesperrt worden. Ins Spritzenhaus! Ich — ich — hab' geglaubt, eingesperrt sein, das überlebt er nicht, und ich habe das Spritzenhausfenster eingeschlagen und ihm Feilen gebracht. Er sollte fliehen, er that's nicht. Da haßte ich ihn. Aber jetzt weiß ich, daß es gut war. Wären wir geflohen, so wäre ich glücklich gewesen und er elend, und elend soll er nicht sein."

„Kind, Kind, komm zu mir und gieb mir die Hand. Dein Vater ist kein roher Patron."

Und Jackel reichte der Baronin die braune Rechte.

„Armes Kind, du hast viel leiden müssen."

„Ich bin nicht arm und habe auch nicht viel gelitten. Wenn mir etwas weh thut, glaube ich's nicht oder denke was anderes. Das hilft."

„Welch eine Phantasie! — Jetzt also bist du ein Hirt, Jackel?"

„Ein richtiger Hirt nicht, denn ich passe nicht ordentlich auf die Kühe auf. Aber ich bin auf dem Raine, wenn sie grasen."

„Und was willst du eigentlich werden, Jackel?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Junge traurig. „Bei den Bauern mag ich nicht bleiben, in der Schmiede kann ich auch nicht sein, und fort kann ich auch nicht. Früher wußte ich, was ich werden könnte."

„Nun?"

„Ein Dichter, ein großer Dichter! Mutter hat's einmal gesagt, als ich ein Märchen erfunden hatte, aber ich hätt's auch gewußt, wenn sie es nicht gesagt hätte. Ich weiß, daß ich ein Dichter werden könnte. Ich weiß sehr viele Geschichten, und täglich fallen mir neue ein. Schreiben kann ich auch, zwar nicht so richtig, wie's der Schullehrer wünscht, aber ich kann's. Wenn ich nun ein Dichter geworden wäre, könnte ich alles aufschreiben, was ich weiß, und alle Leute könnten's lesen."

„Ich will dir dazu verhelfen, Jackel, daß du ein Dichter werden kannst."

Da thut der Jackel einen Schrei, daß der Mann hinter der Gardine heftig zusammenschrickt.

Die Baronin wendet sich nach letzterem um und sagt in französischer Sprache:

„Bitte, Herr Doktor!“

Der lange Magere mit dem nervösen Gesichtsausdrucke und den glitzernden Brillengläsern tritt hinter der Gardine hervor.

„Frau Baronin,“ sagt er devot.

„Thun Sie ein edles Werk im Dienste der Menschheit, Herr Doktor, und unterrichten Sie dieses Kind neben meinem Sohne.“

„Wenn Sie befehlen, Frau Baronin!“

„Ich befehle nicht, ich bitte! Unser Professor hat recht; in diesem Kinde ruht ein Schatz, der gehoben werden muß. Seien Sie der Schatzgräber, Herr Doktor!“

Der Hauslehrer macht ein verdrießliches Gesicht.

„Ich hoffe, daß Frau Baronin an dem Knaben keine Enttäuschung erleben.“

„Nein, keine Enttäuschung, wenn Sie mir nur helfen, werde ich sicher ein Dichter.“

Die Frau Baronin wendet sich erschrocken um.

„Du sprichst französisch, Jackel?“

„Ja, ich kann's von der Mutter! Die Mutter war weit herum. Sie hat auch ihre Heimatsprache, das Spanische, mit mir gesprochen und manchmal englisch. Sie sagte, ich lernte die Sprachen sehr leicht.“

Die Baronin schaut den Doktor an.

„Ich will's versuchen,“ sagt dieser ein wenig freundlicher.

Der Professor aber ruft:

„Und wenn du fleißig gelernt hast, Jackel, und groß geworden bist, dann nehme ich dich mit auf Reisen. Da sollst du alle Länder sehen und dann allen Menschen —“

Der Maler kann nicht vollenden, wie eine Wildkatze klettert der Junge an seiner hohen Figur empor und — küßt ihn. — — — —

Weihnachten war längst vorüber. Die Januarsfröste hatten die Teiche mit Eis bedeckt, die Februarsnebel viel Schnee gebracht, nun sausten die Märzwinde über das Land und reinigten die Luft von allem Dunst und verjagten allen harten Frost.

Im Schloß droben polterten sie gar arg an die hohen Fenster. Der Jackel saß in dem kleinen Stüblein, das man für ihn eingeräumt hatte. Vor ihm lag eine lateinische Grammatik und ein Heft, in das er Übersetzungen eintragen sollte. Aber er schrieb nicht, er hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und hörte auf die wilde Melodie des Sturmes.

Früher würde ihn die hehre Weise entzückt haben, er würde mit ihr aufgejauchzt haben, und in seiner Seele würde ein phantastisches Märlein entstanden sein vom wilden Sturme und seinem Weg und Ende. Jetzt —

Die Thür geht auf, und der Doktor tritt ein. Jackel erschrickt, er, der sonst nie erschrocken.

„Was erschrickst du?“ sagt der Hauslehrer rauh, „nur faule Schüler erschrecken vor dem Lehrer. Zeig her! Nicht — mehr? Hast wohl wieder gedöst oder gedichtet, wie dir zu sagen beliebt? In deiner letzten Arbeit waren elf grobe Fehler! Und da — natürlich! —

Schlingel, kannst du dir denn nicht merken, daß auf die Frage „Wohin?“ in mit dem Accusativ steht? Du schreibst mir als Strafarbeit zwanzig Sätze, in denen ein Accusativ mit in enthalten ist, verstanden?“

Jackel nickt stumm, und der Hauslehrer geht einigemale im Zimmer auf und nieder.

„Mach mir nicht ein so jämmerliches Gesicht,“ sagt er, wieder am Tische stehen bleibend, „die Frau Baronin möchte wunder glauben, wie übel dir's geht. Aber das sage ich dir, solange du unter meiner Leitung stehst, mußt du arbeiten, streng arbeiten, du magst wollen oder nicht! Das Herumphantasieren und Narrheitenreden hat noch nichts ausgerichtet in der Welt, nur die strenge Arbeit! Denke an dein famoses Märchen vom Schmiedefeuer. Hätte sich dein Vater auch immer nur über das Auflodern der Flammen amüsiert, kindisch wie du, es wäre kein Eisen auf einen Huf, kein Reifen an ein Rad gekommen. Nein, das Feuer ist da zum Dienste, zu weiter nichts, und du bist da zum Studieren, zu weiter nichts! Verstanden?“

Der Jackel zuckt nicht mit einer Miene; vielleicht hat er gar nicht gehört, was der andere sagt. Der giebt dem Jungen noch einen wenig freundlichen Blick und geht.

Jackel rührt sich nicht vom Platze. Monoton poltert der Sturm an den Fenstern, bewegungslos starrt der Knabe vor sich hin; in das Heft kommt kein Buchstabe.

Was ist aus Jackel geworden! Das Gesicht bleich, schier faltig, und das früher so schöne Auge ausdruckslos, müde! Der Knabe faßt nach seinem Haupte, es ist ihm,

als laste ein schwerer Druck auf seiner Stirne, er fühlt nach seinem Herzen, das schlägt so leise, daß er meint, es sei gestorben. Wie war doch nur alles gekommen?

Er hatte sich mit einem wahren Feuereifer auf das Studium geworfen, und doch hatte es der Hauslehrer fertig gebracht, es ihm gänzlich zu verleiden. Was ihn glühend interessierte: Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung, durfte er nicht treiben. Das nährt die verheerende, üble Phantasie, meinte der Doktor. Nun saß Jackel an der Grammatik Tag für Tag. Wie leicht hatte er den Sprachunterricht der Mutter begriffen, wie schwer erlerne er eine Lektion, wenn ihm jener Mann gegenüber saß, der ihn haßte und den er nicht liebte. Der Doktor hatte einen Einfluß, der lähmend auf den Jackel wirkte; es gelang nichts, aber auch nichts.

Für eine Natur, wie den Jackel, giebt's kein Hindernis, wenn sie von ihrer Waffe Gebrauch machen darf, von der starken, trotzigen Kraft der freien Seele. Hätte dem Jackel diese Kraft noch zur Verfügung gestanden, er hätte auch in den alten Sprachen, für die er nur mittelmäßig beanlagt war, die besten Fortschritte gemacht. Aber die Schwingen seines Geistes waren gelähmt, gelähmt durch den hypnotischen Blick des falschen Erziehers, der, vielleicht zum Eseltreiber befähigt, nicht eine Idee hatte von der Psychologie genialer Naturen und naturgemäß nichts thun konnte als verheerende, sündhafte Mißgriffe.

Auch die Baronin war kühler geworden gegen den Jackel. Der Hauslehrer hatte ihr weiszumachen gewußt, der Jackel sei wenig begabt und nicht fleißig, sein Geist sei verwildert, verliedert. Der Jackel hat's gemerkt.

Da war der alte, herbe Trotz seiner Seele neu erwacht, und er hatte Anklage erheben wollen gegen den Peiniger seiner Seele und das Schloß verlassen wollen. Doch da hatte er die Augen hinter den kalten Brillengläsern funkeln sehen, er hatte geschwiegen und war geblieben. Es giebt eine Kraft, vor der auch die starke Seele des Genies zittert, das ist die Roheit.

Jackel tritt ans Fenster. In grausen Stößen heult der Sturm und rüttelt an einer mächtigen Eiche. Die biegt ihre eisenstarken Äste, und nun — spaltet sie mitten entzwei. Da leuchten die Augen des Knaben auf:

„Hurra, du starker Sturm, nun hast du gesiegt und wirst in tausend Tönen deinen Triumph verkünden draußen den zitternden Wesen auf der Heide. Wie schön und stark bist du, wie feig und unglücklich bin ich! Gieb mir deinen Trotz, meinen Trotz zurück, oder ich muß sterben!“

* *
*

Da kam die Erlösung. Es war an einem regnerischen Nachmittage im Anfange des April. Wieder saß Jackel seinem Lehrer gegenüber, der in harten, abgerissenen Sätzen vom Ablativus absolutus sprach. Wer in das Gesicht des Knaben geschaut und den trockenen Stoff nicht beachtet hätte, hätte meinen sollen, Jackel sei von dem Vortrage hingerissen, begeistert. Er sah auf seinen Lehrer unverwandt, mit hellleuchtenden, blitzenden Augen, und ein feines Rot überzog seine Wangen. Das Wesen des Knaben war so auffallend, daß sogar der Doktor die Veränderung bemerkte, der dieselbe aber tollkühnerweise auf Rechnung seines Unterrichts setzte.

Bittere Enttäuschung! Als der Lehrer die Lektion mit Jackel zu repetieren anfing, zeigte es sich, daß dieser nicht eine Silbe von allem verstanden hatte. Der Doktor raste.

„Junge, Schlingel, hast du überhaupt zugehört?"

„Nein!"

„Nei — n? Und das sagst du so hin? So — so — ich — ich — schlag dich zu Boden, Rüpel!"

Alle Adern schwellen dem Wütenden an, er erhebt die Faust und stürzt auf Jackel zu. Da — prallt er zurück! Dieser Junge hat Feuer in den Augen, ein grünlich-schwarzes, furchtbares Licht blitzt ihm entgegen, er sieht zwei weiße Fäuste sich ballen und hört ein Wort düster, bezwingend, königlich:

„Ich kann nicht geschlagen werden!"

Da öffnen sich dem Rasenden die Fäuste, sprachlos steht er da, ein Bild entwaffneter Roheit. Dann füllt sich sein Auge mit Haß, und er stürzt zur Thür hinaus.

„Warte!"

Die Thür kracht zu, der Schlüssel knarrt, Jackel ist eingeschlossen. Eine Weile steht der Knabe noch still, dann löst sich der Bann. Ein Ächzen kommt ihm vom Munde.

„Elender! Du willst ein Lehrer sein? Du? Du weißt, daß der Vater morgen heimkommt und mußtest auch wissen, daß mir die Seele fliegt, und doch willst du mich zwingen, heute zu lernen, heute! Du bist ebenso dumm wie gemein!"

Er blickt auf den Tisch. Da liegen die Bücher, die ihm jener so verhaßt gemacht hat, verhaßt bis in den Tod. Ein wilder Zorn erfaßt den Knaben, mit einem

Ruck ist das Fenster geöffnet, und die Bücher fliegen hinab in den Garten. Dann wendet sich der Jackel zur Thür. Er findet sie verschlossen. Das hat er vorhin nicht gehört.

„Eingesperrt! Ich eingesperrt? Ich? Wohl, den feigen Buben konntet ihr einsperren, dem ihr Brot gabt und den ihr in den Lehrstunden mißhandeltet, diesen feigen Buben, der die Augen niederschlug, wenn er ungerechten Tadel erhielt, den, ja den ganz sicher, aber den Jackel nicht, den Jackel nicht, hahaha, und ich bin jetzt wieder der Jackel!“

Mit zwei Sätzen ist er am Fenster. Das Zimmer liegt im ersten Stock. Nicht einen Blick wirft der Knabe hinab. Ein jauchzender, schallender Ausruf: „Frei!“ und er fliegt hinunter. —

Ein Weilchen bleibt er besinnungslos liegen. Dann rafft er sich auf. Er empfindet Schmerzen, aber er vermag zu gehen; der Boden, auf den er fiel, war weich. Neben ihm liegen die Bücher. Jackel betrachtet sie und besinnt sich. Dann geht ein Leuchten über sein Gesicht, er rafft die Bücher zusammen, und ohne sich einmal umzusehen nach rechts oder links, eilt er von dannen.

Die Dämmerung ist bereits angebrochen; vom Kirchturme verhallt der letzte Ton des Abendläutens. Eben kommt der Jackel an der offenen Kirchhofsthür vorbei. Er steigt die wenigen Stufen hinan und geht zwischen den Gräbern hindurch. Ein wenig abseits vom Gange liegt die Großmutter. Dorthin geht der Jackel. Er setzt sich auf den Hügel, die Bücher legt er neben sich.

„Großmutter,“ beginnt er, „ich komme einmal zu dir. weißt du, ich will dir was erzählen. Du brauchst jetzt nicht mehr zu jäten und hast gut Zeit zuzuhören und achtzugeben.

Ich habe dir einmal ein Märchen erzählt, Großmutter, weißt du noch das Märchen vom Schmiedefeuer? Wir waren beide viel zu dumm, du und ich, als daß wir's hätten verstehen können. Nun weiß ich, was das Märchen sagen will, und ich komme dir's erzählen. Es ist schade, daß du ins Grab gesperrt bist, du wirst mich vielleicht gar nicht ordentlich hören können. Aber paß nur gut auf!

Ich habe das Märchen auch dem guten Professor erzählt. Von dem weißt du nichts, aber glaube nur, er ist ebenso klug wie gut. Der sagte mir zwei Worte als Lösung: „Poesie“ und das „eigene kostbare Ich“. Das erste Wort paßt nur halb, aber das letzte paßt ganz und gar. Du wirst's nicht gleich verstehen, Großmutter, aber es ist nicht zu schwer.

Ich habe eine Seele, Großmutter, die ist kostbar, kostbarer als das Gold und so schön wie das Feuer. Manches glimmt bloß drin, aber wenn einer kommt wie der Professor, der gute, begeisternde Worte spricht, dann fahren die in die Seele hinein wie der Sturm, und die Seele flammt auf wie das Feuer, rot, rosenrot und heiß und glänzend, ach, und so schön, so schön! Da ist einer gekommen mit seinem Unterrichte. Der war wie Eisen! Kalt und rauh, Großmutter, sehr kalt und sehr rauh! Aber wie er das Eisen herreckte, hat sich meine Seele doch daran geklammert. Er aber, er — er — wollte

sie, als er sie gefangen hatte, totschlagen, tot — viel mehr, viel schrecklicher tot, Großmutter, als du bist. Ich aber, ich habe gedacht, wenn der Vater das Feuer totschlägt am Eisen, ist's traurig, aber nicht so schlimm, weil er immer wieder neues anzünden kann, aber wenn der Doktor meine Seele totgeschlagen hat, brennt sie nie wieder. Da bin ich fortgelaufen. Ich muß meine Seele forttragen, er darf sie nimmer wieder berühren, nimmer.

Das ist gut, Großmutter, gelt? Ich mußte dir's erzählen. Aber du kannst nicht antworten, und dann ist's sehr kalt bei dir. Darum will ich wieder gehen. Schlaf wohl, Großmutter, du mußt ja sehr müde sein von dem vielen Jäten und Hantieren in der Schmiede. Was ich noch sagen wollte: Morgen kommt der Vater, Großmutter!"

Der Knabe geht. Nach dem Grabe der Mutter wirft er nur einen Blick.

„Jetzt nicht," sagt er, „aber ich komme bald zu dir." —

Im Abenddunkel liegt die Schmiede, dunkel, still, verlassen.

„Die Thür ist zu," sagte der Jackel, „aber durchs Fenster am Garten komme ich gut hinein."

Er liest einen Stein von der Straße auf und umschreitet das dunkle Haus. Den Stein wirft er in das Fenster hinten im Garten, greift dann durch die Splitter hindurch und wirbelt das Fenster auf. Dann steigt er ein.

„Ah! Ach! Zu Hause!"

Mit Wonneschauern atmet der Knabe die dumpfige Luft ein, die Luft des Vaterhauses. Lange steht er regungslos, sich dem Entzücken hingebend. Dann tastet er nach Licht und Feuerzeug. Er findet beides. Das Licht stellt er auf den Ambos, und dann kriecht er in die Nische. Lang aus streckt er sich und dehnt die Glieder in wohligem Behagen.

„Zu Hause! Du liebe, liebe Nische!“

Dann schielt er hinüber.

„Feuer,“ sagt er, „Feuer!“

Er sucht Holz und breitet's unterm Blasebalg aus. Wie's brennt, jauchzt er und schüttet Kohlen darüber. Nun glimmen die Kohlen.

„Schmiedefeuer!“ jubelt er, „wart, ich bring' dir was mit, das magst du verzehren, und ich will meine Freude daran haben.“

Er holt die Bücher. Ein Rauschen geht durch die stille Schmiede, die Bücher sind zerrissen. Und nun liegen die Fetzen auf den Kohlen und flammen hoch auf.

„Alleluja!“ ruft Jackel und bedeckt, vor Glück erbebend, das glühende Gesicht.

Dann schüttet er abermals Kohlen auf das Feuer. Er schleppt einen Stuhl herbei, ergreift die Zugstange des Blasebalgs und ruft:

„Auf, Schmiedefeuer, auf! Brenne, lodere, scheine, leuchte, glänze! Ja, glänze, glänze, glänze! Es ist eine Lüge, daß das Feuer da ist zum Dienste, es ist da, um zu brennen, zu lodern, zu glänzen! Feuer, du und meine Seele, wir beide müssen sterben, wenn wir dienen. Und nun sollst du nicht sterben, und nun soll meine

Seele nicht sterben, nun wird kein Schmied kommen und kein Doktor, nun sollt ihr beide aufleuchten, aufglänzen! Du liebes, schönes, du heißes, heiliges Feuer!"

Der Knabe beugt sich ganz über die Glut. Unendlich schön ist sein Gesicht in dem roten Scheine, und seine Augen leuchten, und das Feuer brennt, und als wolle es die Liebe des Knaben erwidern, klammert sich's an die Falten seiner Kleider.

Jackel steht in Flammen.

Er greift nach dem Herzen, die Flamme brennt. —

Es rüttelt an der Thür.

„Licht in der Schmiede, aufmachen!"

Die Flamme brennt.

Eine Scheibe springt, ein Mann steigt ein.

„Jesus! Kind!"

Die Flamme erlischt.

„Warum — hast — du — sie — gelöscht, — das Feuer — hat mich — geliebt, — wenn's auch — sehr — weh — gethan — hat. — Das Feuer — hat — alles — alles — gewußt, — was später — kommen würde, — da hat — mich's verbrannt, — weil's — so besser — ist. — Mutter — zu — dir —"

Der Jackel ist tot.

* *
*

Am anderen Tage kam der Schmied. Er blieb drei Tage und drei Nächte, im Dorfe. Dann zog er fort. Wohin er sein Leid getragen, weiß niemand.



Berge, Felicitas vom, **Aus Welt und Kloster.** Gedichte. geb. mit Goldschnitt ℳ 4,00

Brentano, **Ausgewählte Gedichte.** 2. Aufl. geb. mit Goldschnitt ℳ 2,20

Brill, **Bertran Gomez.** Epische Dichtung. 4. Aufl. geb. mit Goldschnitt ℳ 4,50

— **Der Singschwan.** Lyrisch-epische Dichtung. 14. Aufl. geb. mit Goldschnitt ℳ 4,50

— **Der Waldenhorst.** Romantische Dichtung. 4. Aufl. geb. mit Goldschnitt ℳ 3,60

Droste-Hülshoff, Annette v., **Gedichte.** 5. Auflage. geb. mit Goldschnitt ℳ 3,00

Grimme, **Deutsche Weisen.** Gedichte. 3. Aufl. geb. mit Goldschnitt ℳ 5,00

Hensel, Luise, **Lieder.** 8. Aufl. Mit 3 Porträts. geb. mit Goldschnitt ℳ 5,50

Jüngst, **Conradin der Staufe.** Episches Gedicht in 20 Gesängen. 3. Aufl. geb. m. Goldschnitt ℳ 4,80

— **Der Tod Baldurs.** Ein episches Gedicht. geb. mit Goldschnitt ℳ 2,80

— **Unterm Krummstab.** Ein Sang aus alter Zeit. geb. mit Goldschnitt ℳ 3,20

— **Leben und Weben.** Lieder und Gedichte. geb. mit Goldschnitt ℳ 4,20

Kreiten, **Den Weg entlang.** Gedichte. 7. vermehrte Auflage. Mit 1 Titelbild von Ed. von Steinle. geb. mit Goldschnitt ℳ 6,00

Muth, **Waldblumen.** Dichtungen. 4. Auflage. Mit Porträt. geb. mit Goldschnitt ℳ 4,50

Nivardus, **Das Waldthalkloster.** Mit 13 Illustrationen. fein kart. ℳ 1,00

Schwerdt, **Gedichte.** 2. Aufl. geb. m. Goldschnitt ℳ 5,50

Schwering, **Lieder und Bilder.** Gedichte. geb. mit Goldschnitt ℳ 2,60

Sommer, **Aus dem Berufe.** Pädagogische Dichtungen. geb. mit Goldschnitt ℳ 2,60

Tennyson, **Maud.** Ein Gedicht. Übersetzt von **F. W. Weber.** geb. mit Goldschnitt ℳ 2,50

— **Enoch Arden.** Ein Gedicht. Übersetzt von **Weber.** 3. Auflage. geb. ℳ 2,00

— **Aylmers Field.** Ein Gedicht. Übersetzt von **Weber.** 2. Aufl. geb. ℳ 2,00

Weber, **Dreizehnlinden.** 91. Aufl. geb. m. Goldſ. ℳ 6,80

— **Gedichte.** 22. Aufl. geb. mit Goldschnitt ℳ 6,00

— **Goliath.** 15. u. 16. Aufl. geb. mit Goldſ. ℳ 4,00

— **Herbstblätter.** Nachgelassene Gedichte. 8.—12. Aufl. Mit Stahlstichporträt. gb. mit Goldschnitt ℳ 6,00

Cornelius, **Maria Stuart.** Trilogie.

I. **Maria Stuart, Königin von Schottland.** Geschichtliches Drama in 3 Aufzügen. br. ℳ 2,00

II. **James Stuart, Graf von Murray.** Geschichtliches Drama in 5 Aufzügen. br. ℳ 1,60

III. **Elisabeth, Königin von England.** Geschichtliches Drama in 5 Aufzügen. br. ℳ 1,60

Brandis-Zelion, v., **Agnes Erlenau.** Novelle. geb. ℳ 2,50

Grimme, **Schlichte Leute.** Erzählungen aus dem westfälischen Volksleben. 2. Aufl. br. ℳ 2,80

Jüngst, **Reginald von Reinhardsbrunn.** Eine Thüringer Waldgeschichte. geb. ℳ 4,00

— **Gesucht und Gefunden.** Tagebuchblätter eines alten Fräuleins. geb. ℳ 3,00

— **Strandgut des Lebens.** Novellen. I. Band. geb. ℳ 3,60

Kolping, **Erzählungen. Orig.-Ausg.** 5 Bde. br. 7 ℳ, gb. 10 ℳ. Preise der einzelnen gebundenen Bände: I. ℳ 2,20. — II. ℳ 1,85. — III. ℳ 2,20. — IV. ℳ 1,90. — V. ℳ 1,85.

Droste-Hülshoff, Elisabeth Freiin v., **Anna Morian.** Novelle. 2. Aufl. geb. ℳ 2,60

Giehrl, **Wahrheit und Erfindung.** Novellen für die Familie. geb. ℳ 4,00

